

Stephan Porombka
Hilmar Schmundt (Hrsg.)

Böse Orte

Stätten nationalsozialistischer Selbstdarstellung – heute

claassen



Sechzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs haben die Debatten über das Gedenken Hochkonjunktur. Doch viele Stätten nationalsozialistischer Selbstinszenierung werden dabei systematisch ausgeblendet, tabuisiert oder umdefiniert. Orte wie Hitlers Berghof bei Berchtesgaden, Prora auf Rügen oder auch der »Führerbunker« in Berlin bleiben so jedem Versuch einer aufklärenden Betrachtung entzogen.

Wie könnte ein Umgang mit solchen Orten aussehen, der weder verharmlost noch abschließt, sondern stets aufs Neue zu irritieren vermag? In zehn exemplarischen Erkundungen versuchen die Autoren dieses Buches, den Möglichkeiten eines ebenso furchtlosen wie taktvollen Gedenkens nachzugehen – indem sie sich zuallererst an die Orte selbst begeben und erzählen, was sich dort erfahren lässt.

Mit Beiträgen von

Henryk M. Broder

Peter Glaser

Annett Gröschner

David Pfeifer

Stephan Porombka

Michael Rutschky

Hilmar Schmundt

Jana Simon

Jürgen Trimborn

David Wagner

Wollte man die baulichen Überreste der nationalsozialistischen Herrschaft auf einer Landkarte von Deutschland markieren, sie wäre fast schwarz. Viele dieser Orte sind aus dem Bewusstsein der Öffentlichkeit verschwunden. Sie sind meist nur noch im regionalen Gedächtnis verankert oder werden von Hobby- und Fachhistorikern als Material verwaltet. Andere sind Teil einer halboffiziellen Tourismusindustrie und ziehen Jahr für Jahr hunderttausende von Neugierigen aus aller Welt an. Bei genauerer Betrachtung wirken diese Orte wie ein Doppelspiegel: Nicht nur ermöglichen sie Einblicke in die Anatomie eines Unrechtsregimes – sie reflektieren zugleich die Hilflosigkeit im Umgang mit der Vergangenheit. Ob am Obersalzberg, in der Heeresversuchsanstalt in Peenemünde, am Marine-Ehrendenkmal in Laboe oder im so genannten Musterdorf Alt Rehse – hier und an vielen anderen problematischen Orten lässt sich tagtäglich die Gleichzeitigkeit von kritischem Erinnern, Sensationstourismus und Nazi-Kult beobachten. Nicht leicht zu beantworten ist die Frage, wie an diesen Orten der Täter ein Gedenken zu leisten wäre, das nicht verharmlost, das Widersprüche wach hält und zugleich der Gefahr musealer Überhöhung entgeht. Die Autoren dieses Bandes haben sich an Orte nationalsozialistischer Selbstinszenierung gegeben, um deren belastete Geschichte und ihre belastende Gegenwart zu beschreiben. Von ihren Beobachtungen, ihren Irritationen und von ihren Überlegungen zu einem »negativen Gedenken« berichten sie hier.



Stephan Porombka, geboren 1967, ist Juniorprofessor für Kulturjournalismus und Literatur an der Universität Hildesheim. Er ist Autor und Herausgeber mehrerer Sachbücher zu kulturhistorischen Themen, zuletzt *Felix Krulls Erben. Zur Geschichte der Hochstaperei im 20. Jahrhundert*.

Hilmar Schmundt, geboren 1966, arbeitet als Redakteur beim Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*. Er ist Autor des Buches *Hightechmärchen – Die schönsten Mythen aus dem Morgen-Land*, das von *Bild der Wissenschaft* als »Buch des Jahres« ausgezeichnet wurde.

Umschlaggestaltung: www.formvorrat.de

Claassen Verlag, Berlin
www.claassen.de

NORDSEE

OSTSEE

Groß-
britannien

- ① Über dem Führerbunker, Berlin
- ② Am Berghof, Obersalzberg
- ③ Im Kraft-durch-Freude-Bad, Prora
- ④ Am Marine-Ehrenmal, Laboe
- ⑤ Auf Carinhall, Schorfheide
- ⑥ Auf dem Reichspartitagsgelände, Nürnberg
- ⑦ Im Olympiastadion, Berlin
- ⑧ Im Musterdorf, Alt Rehse
- ⑨ In der Heeresversuchsanstalt, Peenemünde
- ⑩ Auf der Autobahn

0 50 100 150 200 250 km





- ① Über dem Führerbunker, Berlin
- ② Am Berghof, Obersalzberg
- ③ Im Kraft-durch-Freude-Bad, Prora
- ④ Am Marine-Ehrenmal, Laboe
- ⑤ Auf Carinhall, Schorfheide
- ⑥ Auf dem Reichsparteitagsgelände, Nürnberg
- ⑦ Im Olympiastadion, Berlin
- ⑧ Im Musterdorf, Alt Rehse
- ⑨ In der Heeresversuchsanstalt, Peenemünde
- ⑩ Auf der Autobahn



Stephan Porombka und
Hilmar Schmoldt (Hrsg.)

Böse Orte

**Stätten nationalsozialistischer
Selbstdarstellung – heute**

Mit Beiträgen von Henryk M. Broder,
Peter Glaser, Annett Gröschner, David Pfeifer,
Stephan Porombka, Michael Rutschky,
Hilmar Schmoldt, Jana Simon,
Jürgen Trimborn und David Wagner

Claassen

Inhalt

Unterwegs in Germania. Vorwort	7
Henryk M. Broder Über dem Führerbunker, Berlin.....	19
Hilmar Schmundt Am Berghof, Obersalzberg	30
Michael Rutschky Im Kraft-durch-Freude-Bad, Prora	58
David Pfeifer Am Marine-Ehrenmal, Laboe	72
Annett Gröschner Auf Carinhall, Schorfheide	92
David Wagner Auf dem Reichsparteitagsgelände, Nürnberg ...	116
Jürgen Trimborn Im Olympiastadion, Berlin	129

Jana Simon	
Im Musterdorf, Alt Rehse.....	153
Peter Glaser	
In der Heeresversuchsanstalt, Peenemünde.....	172
Stephan Porombka	
Auf der Autobahn	191
Wegweiser	213
Autoren, Dokumentare	219
Dokumentation	223

Unterwegs in Germania

Vorwort

1.

Hitlers monumental geplante Hauptstadt «Germania» ist auf einen schäbigen Betonklotz zusammengeschmolzen. Mit über zwölftausend Tonnen lastet die Restmasse des Traums vom «Tausendjährigen Reich» auf einem einzigen Fleck. Unten an der Böschung fährt die S-Bahn in Richtung Potsdamer Platz vorbei, links hat man ein doppelstöckiges Parkhaus gebaut, daneben einen Wohnblock und einen Kleingärtnerverein. Hinter den Komposthaufen ragt, vom Gestrüpp halb verdeckt, das rätselhafte Totem vier Stockwerke in die Höhe: der «Grossbelastungskörper».

Der Koloss wirkt schwerer, je näher man kommt. Neunzehn Zentimeter ist er in den letzten sechzig Jahren eingesunken. Wissenschaftler der Technischen Universität Berlin haben bis vor Kurzem das Experiment weiter beobachtet, das Albert Speer, der Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt, begonnen hat. Die Frage war, ob der Märkische Sand die Traglasten halten kann, die sich Hitler und Speer für «Germania» hochgerechnet hatten. Für den gigantischen Triumphbogen, der fünfzigmal mehr Raum einnehmen sollte als *der Arc de Triomphe* in Paris. Oder

für die Grosse Halle, die für hundertachtzigtausend Menschen geplant war.

Das Ergebnis nach mehr als sechzig Jahren: Das Testobjekt für «Germania» steht immer noch. Wenn der Betonklotz seine Sinkgeschwindigkeit beibehält, wird der oberste Rand den Erdboden erst in über viertausend Jahren berühren. Bis dahin bleibt viel Zeit zum Erinnern. An die Grossträume von der Welthauptstadt. An den Grossbelastungstest, der sechzig Millionen Menschen erdrückt hat. Und nicht zuletzt an die französischen Kriegsgefangenen, die der Architekt Albert Speer zusammentreiben liess, um den Koloss für «Germania» zu errichten.

Aber hier erinnert nichts. Nicht mal ein Schild klärt über das eigenartige Bauwerk auf. Wer es trotzdem kennt, verdankt das dem Hörensagen, den verstreuten Fussnoten in Büchern und Mitteilungen und Mythen auf zum Teil skurrilen Internetseiten. In der Mitte aber bleibt es dunkel. Der Koloss steht da wie ein Monument, von dem man vielleicht hofft, dass es sich von selbst erdrückt. Zwölftausend Tonnen reine Belastung, die man nicht wegbekommt, die aber auch nicht berührt werden dürfen, weil niemand weiss, was man mit der Erinnerung anfangen soll.

2.

Kein anderes Land der Welt verfügt über eine derartige Fülle von zweifelhaften Denkmälern. Ein architekturhistorisches Standardwerk zu den baulichen Hinterlassenschaf-

ten der Nazizeit umfasst mehr als tausend Seiten, eng bedruckt. Wer diese Orte der nationalsozialistischen Selbstdarstellung mit Filzstift auf einer Deutschlandkarte einzeichnet, erhält ein fast schwarzes Blatt. Wo immer man losfährt, wo immer man ankommt in Deutschland, in jeder Grossstadt, in vielen Kleinstädten, in Dörfern, mitten im Wald – es lassen sich Spuren der Nazidiktatur finden. Deutschland ist ein Freilichtmuseum, voll gestellt mit Ausstellungsstücken aus der Zeit des Terrors. Ein Museum, ohne Eingang, ohne Ausweg.

Das Interesse an diesem eigenartigen Museum nimmt zu. Über eine halbe Million Besucher aus dem In- und Ausland wurden allein im Dokumentationszentrum am Obersalzberg bei Berchtesgaden in den wenigen Jahren seines Bestehens gezählt. Ähnliche Einrichtungen wie das Dokumentationszentrum am «Reichsparteitagsgelände» in Nürnberg ziehen teils eine Viertelmillion Gäste pro Jahr an. Deutschlandweit dürfte sich der Tourismus zu Gedenkstätten und Mahnmalen, die sich mit der NS-Zeit beschäftigen, auf jährlich weit über eine Million Besucher belaufen. In den neunziger Jahren wurden mehr Dokumentationszentren eingerichtet als in allen Jahrzehnten zuvor. Die Topografien des Terrors sind heute ein Teil der Touristikbranche.

Unproblematisch ist das nicht. So heftig und erbittert wie heute wurde selten über die Fragen gestritten, wie man mit den Hinterlassenschaften der nationalsozialistischen Selbstdarstellung umgehen soll. Und wo nicht gestritten wird, ist die Situation oft noch verfahrenere: Viele historische Erinnerungsorte sind bedroht vom Vergessen, Ver-

schweigen und Kaputtsparen. Oder sie ziehen Besucher an, die das Hitler-Regime klammheimlich beschönigen oder bewundern. Die Auseinandersetzungen entzünden sich meist an der Forderung, das Leiden der systematisch misshandelten und ermordeten Menschen nicht zu vergessen. Doch geht es nicht selten auch um internationales Ansehen, um Arbeitsplätze und um das Selbstbild der Anwohner. Diese Zukunft des Gestern ist derzeit doppelt brisant, weil kaum noch Zeitzeugen leben. So wird die Gedenkkultur umgebaut für eine Zeit, in der man einzig noch auf Bücher, Fotos, Tonbänder und Filme zurückgreifen kann. Und eben auf Zeugnisse aus Stein.

Auf diesen Umbau sollte man vorbereitet sein, wenn man das Gedenken nicht preisgeben will. Dafür aber muss man vor Ort sein. Und man muss die flächendeckende Topografie des NS-Terrors kennen. Nicht zuletzt muss man die Schwierigkeiten des Gedenkens vor Ort wahrnehmen – den bundesrepublikanischen Alltag zwischen Zeigen und Verdrängen, zwischen Hysterie und Taubheit, zwischen Zugeben und Verleugnen.

Wenn in diesem Buch zehn Reisen an solche Orte unternommen werden, dann aus einem wichtigen Grund: Es geht darum, sie mit essayistischen Erkundungen für eine Gedenkkultur zu sichern, die sich mit diesen Hinterlassenschaften bislang nur selten, oft widerwillig beschäftigt hat. Denn es sind die Orte, die sich das Nazi-Regime zur Selbstfaszination gebaut hat. Es sind Orte der Täter, an denen die Unmenschlichkeit der Terrorherrschaft nicht unmittelbar im Vordergrund steht und die das Gedenken des-

halb vor eine schwierigere Aufgabe stellen. Gerade weil die Aufgabe so schwierig ist, haben sich diese Orte in den letzten Jahrzehnten mit einer bösen Aura aufgeladen; sie wirken auf viele Beobachter doppelbödig, bedrohlich, gefährlich.

Natürlich können Orte nicht böse sein. Und doch sind viele von ihnen mit Angst besetzt. So befürchten die Anwohner oft, die ganze Region werde durch die Erinnerung mit einem Schandmal versehen, das die Mitmenschen abstößt. Und man fürchtet sich zugleich, einen Anziehungspunkt für die Ewiggestrigen und die neue rechte Szene zu schaffen. Zwischen diesen Ängsten hat sich vor Ort eine Art wildes Gedenken durchgesetzt, das eigenartige Blüten treibt. Wildes *Denken* nennen Anthropologen, was sich ausserhalb der wissenschaftlichen Institutionen an Alternativen zur offiziellen Sinngebung entwickelt. Wildes Denken ist eine eigenständige Form der Erkenntnis, es reichert Beobachtungen, Artefakte und mündlich überlieferte Anekdoten an. Es setzt auf Basteleien, um Ordnung aus dem Chaos zu schaffen. Es macht Unsortiertes und Unbegreifliches erzählbar und bildet das Sediment des kulturellen Gedächtnisses.

Das wilde *Gedenken* operiert ähnlich, nur in der Vergangenheitsform. Vor allem an Orten der nationalsozialistischen Selbstdarstellung, die abseits der offiziellen Gedenkkultur stehen, halten abenteuerliche Märchen von der «Wahrheit über den Führer», vom Bernsteinzimmer, von den Atomstädten und Palästen der Unterwelt eine Erinnerung wach, für die in der offiziellen Gedenkkultur bislang die Worte, Bilder und Erzählungen fehlen. Das wilde Ge-

denken ist ein Indikator, der hartnäckig und unbeirrbar Leerstellen im offiziellen Diskurs markiert.

3.

Seit den sechziger Jahren hat sich in Deutschland ein dichtes Netz des Erinnerns an den Holocaust entwickelt. Im Mittelpunkt standen seit der Eröffnung der Gedenkstätte in Dachau 1965 die so genannten Opferorte, für die der jeweiligen Umgebung die Bereitschaft zur Erinnerung, zu Trauer, Scham und Mitleid häufig erst abgetrotzt werden musste. Wenn man überhaupt bereit war, sich den Tatsachen der deutschen Vergangenheit zu stellen, dann entweder abstrakt oder entschärft: isoliert an wenigen Gedenkorten und fokussiert auf wenige Haupttäter. Die konkreten Spuren des Alltags unter dem NS-Regime wollte man vor der eigenen Haustür nicht hervorheben.

Der Zugang zu Täterorten ist anscheinend noch komplexer, noch schillernder und damit noch schwieriger als das Gedenken an die Opfer. Die Villa des «Reichsführers SS» für viel Geld zu renovieren oder eine idyllisch gelegene Ausbildungsstätte für Massenmörder mit Hilfe der Denkmalpflege zu erhalten scheint vielen Kritikern zynisch.

So hat sich in Deutschland nur mit grosser Zeitverzögerung und unter grossen Schwierigkeiten eine spezifisch eigene Gedenkkultur entwickeln können, die sich im Kern vom Gedenken anderer Länder und Völker an die Opfer des Nationalsozialismus unterscheidet. Denn Deutschland

hat eben nicht nur die Opfer zu beklagen. Es ist auch das Land der Täter. «Die Täterschaft und ihre Taten müssen in die Erinnerung einbezogen und nicht nur die Opfer als solche allein erinnert werden», stellt der Historiker Reinhart Koselleck fest. *Negatives Gedächtnis*, so lautet seine Formel für eine aufgeklärte Gedenkkultur, die sich nicht um die Schuld der eigenen Vorfahren drückt. «Das zu formulieren ist schwierig und bereits verpasst worden in der gesamten Debatte um das Holocaustdenkmal. Insofern ist der Fluch der Tat bis heute negativ sichtbar, als keine Lösung gefunden worden ist, keine Antwort darauf, wie die Nation der Täter sich selbst zu ihren Opfern stellt.»

Doch damit ist es noch nicht genug. Neuere Forschungen schrauben die Ansprüche an das Tätergedenken noch höher. Sie fordern, komplexe Zusammenhänge und grosse Zeiträume sichtbar zu machen. Dazu soll die Geschichte des Nationalsozialismus immer auch auf die Jahre vor der «Machtergreifung» ausgeweitet werden. Auch soll der Nationalsozialismus nicht auf eine reine rückwärts gewandte Blut- und-Boden-Ideologie reduziert werden. In den Blick gerät zusehends die Radikalität, mit der die Gesellschaft einer Art Modernisierung unterzogen werden sollte. Massentourismus, Entertainingisierung, Motorisierung, rationalisierte Verfolgung und industrialisierte Vernichtung – das sind die Stichworte für ein Verständnis des Nationalsozialismus, die sich nicht isoliert voneinander verhandeln lassen. Sie gehören zusammen in ein System, das nicht allein an markanten Orten gewirkt hat. Dieses System hat fast *alle* Bereiche der Gesellschaft und damit auch fast *alle*

Orte des Reiches und der eroberten Gebiete einbezogen. KZ-Gedenkstätten können zwar den Schrecken, nicht aber die Verführungskraft der Nazi-Ideologie erkennbar machen. Auch Autobahnen, Ferienheime, Ehrenmale, Seminarzentren und Sportstätten gehörten zum Gesamtsystem aus Konsum, Hightech und Terror. Davon erzählen auch heute noch die «Worte aus Stein», wie die gebaute Propaganda im «Dritten Reich» genannt wurde.

Sechzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, sechzig Jahre nach der Befreiung der letzten Überlebenden in Auschwitz stellt sich damit die Aufgabe des Gedenkens nicht neu. Aber sie stellt sich in erweiterter Form. Es gilt, die Täterorte zu entdecken, um sie in das negative Gedächtnis zu integrieren. Es gilt, Sprachen zu finden, mit denen auch an diesen Orten an die Verbrechen erinnert werden kann. Und es gilt, genau dafür neue Darstellungsformen zu entwickeln.

4.

Um den Aufgaben des negativen Gedächtnisses gerecht zu werden, brauchte man einen Blick, der auf das Entdecken des ganzen Ortes eingestellt ist. Es wäre ein Blick, der die Vielschichtigkeit erkennen will, das Durcheinander von Geschichte und Geschichten, die Tag für Tag erzählt werden: an den Stätten selbst, in den Zeitungen, in den Gemeinderatssitzungen, in den Entwürfen und Vorschlägen, den Unterschriftenlisten und den zuweilen handgreiflichen Auseinandersetzungen. Erst ein Blick, der nicht nur histo-

rische Fakten erkennen will, sondern auch die Schwierigkeiten im Umgang mit ihnen, verwandelt das Geschehene in etwas Aktuelles, das eben nicht ein für alle Mal erledigt ist.

Besonders aufschlussreich sind deshalb Begehungen vor Ort. Denn die Geschichten, die sich hier aufdrängen, sind nicht in den Archiven oder im Internet aufzuspüren. Wenn es um die Aura geht, die sich an diesen Orten in den letzten Jahrzehnten festgesetzt hat, dann sollte man nicht aus der Ferne über sie sprechen. Dann muss man schauen, woraus sie sich konkret zusammensetzt.

Vielleicht wird gerade an diesen Orten gebraucht, was einmal der Blick des Flaneurs genannt worden ist. Denn wo ihm die Beobachtungen gelingen, da verbindet sich die Begehung des Ortes mit dem Lesen der Dokumente und dem Hören der Geschichten. Er hat keine Lösungen im Blick, sondern die eigenartige Tiefe des Raumes, in der er selbst vorkommt. Er schliesst das Gedenken nicht ab. Er legt es darauf an, den Prozess des Gedenkens offen zu halten. Die Begehungen, die Beobachtungen, die Beschreibungen sind ein wichtiger Teil davon.

In diesem Buch sind zehn solcher Ortsbegehungen versammelt. Es sind zehn Versuche, von dem zu erzählen, was sich an den Orten der Täter über- und durcheinanderschiebt. Damit sind es zehn Expeditionen in das *wilde Gedenken* – und in die Möglichkeiten eines negativen Gedenkens, das gelingen könnte. Und so sind es zehn ganz unterschiedliche, exemplarische Vorschläge, wie man sich den Orten nationalsozialistischer Selbstdarstellung heute nä-

hern kann und wie sich entdecken lässt, was in der Geschichte und unter den Geschichten verschwunden ist.

Vom Denkmal für die ermordeten Juden geht es in Richtung «Führerbunker», an einen Ort der Täter, an den ausser einem falsch platzierten Schild nichts mehr erinnert. Es geht auf den Obersalzberg, wo Touristen aus aller Welt dem abwesenden Hitler als Faszinosum nachspüren. Es geht nach Prora auf Rügen, wo die Nutzung des kilometerlangen Hotelriegels der «Kraft durch Freude»-Urlaubsanlage eine skurrile Gedenkkultur hervorgebracht hat, die sich zwischen Museum, Gastronomie und Fantasy bewegt. Es geht zum Marine-Ehrenmal in Laboe bei Kiel, das den Nazis zur Kriegspropaganda diente und heute als Ausflugsziel für die ganze Familie geschätzt wird. Es geht in die Brandenburger Schorfheide, wo Hermann Göring auf seinem Landsitz Carinhall Totenkult und Jagd verbunden hat. Zurückgeblieben ist ein doppelbödiges Areal, das heute der Naherholung dienen soll. Es geht über das Reichsparteitagsgelände in Nürnberg, das gebaut wurde, um mit seiner Grösse zu beeindrucken, und das heute gerade durch seine Monumentalität lächerlich wirkt. Es geht zum Olympiastadion in Berlin, das 1936 Kulisse für Olympia war und das 2006 einmal mehr im Zentrum der Aufmerksamkeit steht, wenn das Endspiel der Fussballweltmeisterschaft angepfiffen wird. Es geht zu einem nationalsozialistischen «Musterdorf» in der Nähe von Neubrandenburg, in dem Ärzte und Krankenschwestern lernten, das auszulöschen, was im brutalen NS-Jargon «lebensunwertes Leben» genannt worden ist. Hier streiten sich heute die Generationen um Vergangenheit und Zukunft. Es geht zur

Heeresversuchsanstalt nach Peenemünde, wo die Ingenieur-Elite der Nazis «Vergeltungswaffen» konstruierte und wo die Touristenströme heute durch ein Gedenkwirrwarr aus «Drittem Reich», Nationaler Volksarmee und Golfkartbahn irren. Schliesslich geht es in einen Wald in Bayern, wo längst vergessene Reste einer Autobahn entdeckt werden, mit der die Nationalsozialisten ihren grössenwahnsinnigen Traum von einem alles umfassenden Netzwerk asphaltieren wollten.

5.

Die Frage, wie ein angemessener Umgang mit solchen Orten aussehen könnte, lässt sich auch auf solchen Reisen kaum beantworten. Eines jedoch ist nicht zu übersehen: Weil Deutschland auch das Land der Täter ist, die ihre Spuren fast überall hinterlassen haben, liegt es nahe, diese Spuren nicht den Mythenerzählern und den Tourismusunternehmen zu überlassen, sie aber auch nicht an die Spurensucher oder Fachhistoriker zu delegieren. Dass dadurch neue Konflikte entstehen und alte wiederbelebt werden, ist vielfach belegt. Doch zum Gedenken gehört eben auch, sich diese Konflikte nicht zu ersparen. Ein Gedenken ohne Konflikte, ohne Auseinandersetzungen und ohne konkurrierende Erzählungen mögen sich jene wünschen, die sich schon auf der sicheren Seite wähnen und die Vergangenheit abgehakt haben. Das negative Gedenken dagegen kennt diese sichere Seite nicht.

Damit wird aber die Vergangenheit keineswegs zu einem Fluch erklärt, den ein ganzes Land für immer mit sich herumzutragen hat. Im Gegenteil. Die Spuren der nationalsozialistischen Herrschaft haben sich gerade deshalb in kulturelle Grossbelastungskörper, in tabuisierte böse Orte verwandelt, weil es lange Zeit vorgezogen wurde, das Systematische und Flächendeckende der NS-Herrschaft zu unterschlagen und die Geschichte lieber an wenigen markanten Punkten zu isolieren. Hebt man die Isolation auf, dürfte sich der Umgang mit diesen Orten verändern. Und damit auch der Blick auf die Geschichte.

Lebendiges Gedenken wird schwieriger, je weiter die Zeit des Nationalsozialismus zurückliegt. Bald sind die letzten Zeitzeugen stumm geworden, und es gibt nur noch die Bücher, Filme, Erzählungen, Legenden. Und steinerne Überreste. Eine der Möglichkeiten, etwas gegen das Vergessen zu tun, wird sein: das Gedenken nicht monumental abzuschliessen, sondern es fortwährend zu irritieren, um es in Bewegung zu halten – nicht zuletzt an den Orten der Täter. Die Reisenden, deren Berichte in diesem Band versammelt sind, erzählen von den Irritationen vor Ort. Sie sind irritiert. Und sie wollen davon etwas weitergeben.

*Stephan Porombka, Hilmar Schmundt
Berlin im Frühjahr 2005*

Henryk M. Broder

Über dem Führerbunker

Berlin

An einem klaren und sonnigen Tag liegt das Holocaust-Mahnmal in der Mitte von Berlin da wie der Inhalt eines Lego-Kastens, der von einem Kind ausgeschüttet und dann sauber im Sandkasten aufgebaut wurde. Aus grösserer Höhe, von 500 Metern aufwärts, sieht das «Stelenfeld» mit den 2'711 Betonfeilern vielleicht wie der Friedhof einer klassenlosen Gesellschaft aus. Jedes der Gräber ist genau 95 cm breit und 238 cm lang, nur die Höhenmasse sind verschieden, von 0,2 bis 4,7 Meter. «Das 19'000 Quadratmeter grosse Stelenfeld ist sanft aber unregelmässig geneigt», heisst es in der Projektbeschreibung, die am Zaun hängt. Die Stelen ergeben optisch eine Welle, die ihrerseits endlose Weite und Ewigkeit suggerieren soll, denn eine Welle hat keinen Anfang und kein Ende, nur Höhen und Tiefen. Es ist suggestive Architektur, die den Besucher in ihren Bann ziehen soll. Wie im Jüdischen Museum, wo es einen fensterlosen «Holocaust-Turm» gibt, den die Besucher neugierig betreten und erschüttert verlassen. Eine, zwei Minuten lang haben sie das Gefühl, allein und von der Welt verlassen zu sein. Ja, so müssen damals die Juden auf dem Weg in den Tod gefühlt haben ...

Suggestive Architektur, die temporäre Aufwallungen er-

zeugt, gehört in ein Gruselkabinett. Der Holocaust war so gruselig, dass ein Holocaust-Mahnmal auf solche Geschmackverstärker verzichten könnte. Wer jemals ein KZ besucht oder nur an der Rampe am Bahnhof Grunewald gestanden hat, von wo aus die Juden in den Osten deportiert wurden, der weiss, welche Kraft authentische Orte haben. Nun ist auch das Berliner Holocaust-Mahnmal ein authentischer Ort, denn kaum hundert Meter südlich der Stellen liegen die Ruinen des «Führerbunkers», in dem Hitler und seine Höflinge die letzten Tage vor dem Kriegsende verbracht haben.

Die niemals ganz fertiggestellte unterirdische Anlage im Garten der Neuen Reichskanzlei soll gewaltig gewesen sein: Ein «Vorbunker» für 150 Menschen, der «Hauptbunker» mit zwanzig Zimmern, darunter auch Büros, Wohn- und Schlafräume, eine Arztpraxis, ein Konferenzzimmer, eine Telefonzentrale. Es existieren nur zwei Fotos vom Bunker aus der Zeit vor dem 30. April 1945, auf einem lachen SS-Männer scheinbar unbeschwert in die Kamera wie bei einer Party. Auf dem letzten überlieferten Foto starrt Hitler stumpf in die Trümmer der Neuen Reichskanzlei über dem Vorbunker. Besser dokumentiert sind die Abrissarbeiten aus den Jahren 1947, 1959 und 1988. Der Marmor aus der Neuen Reichskanzlei wurde in der nahe gelegenen U-Bahnstation Mohrenstrasse und im Trepptower Ehrenmal für die Rote Armee verbaut. An den Orten selbst, die mit den Resten so fein geschmückt worden sind, fehlt allerdings jeder Hinweis darauf.

Nach mehreren vergeblichen Sprengversuchen wurde

der Bunker, der nach dem Mauerbau plötzlich mitten auf dem Tbdesstreifen lag, «tiefenentrümmert», mit Schutt aufgefüllt und planiert. Das DDR-Regime befürchtete, westliche Spione könnten unter dem «antifaschistischen Schutzwall» heimlich den Grenzwechsel organisieren.

Wenn heute Touristen nach Spuren des Bunkers suchen, finden sie nichts. Nur Eingeweihte finden eine Tafel, die allerdings an der falschen Stelle steht: fünfzig Meter entfernt, vor dem China-Restaurant *Pekingente* an der Ecke Vossstrasse und Wilhelmstrasse. Wer den Hinweis lesen will, der einen Fuss hoch über dem Pflaster angebracht ist, muss sich erst einmal hinknien.

Trotz der Tiefenentrümmerung wollen die Gerüchte nicht verstummen, dass es irgendwo im Erdreich noch ein paar Räume geben muss, die teilweise erhalten geblieben sind. Es hält sich die Mythe, dass der Bunker mehrstöckig war, noch viel tiefer in der Erde lag und von fünfzig weiteren Schutzräumen umgeben war. So ist er im retrograden Grössenwahn zu einer Art Königspalast geworden, der unter dem märkischen Wüstensand liegt. In Wirklichkeit war der «Führerbunker» trotz seiner vielen Räume ein schäbiger, enger Unterstand mit roh verschalteten Betonwänden. Schon damals war er feucht, wegen einiger Baumängel lief er ständig mit Wasser voll und musste permanent leer gepumpt werden. Schon im Juli 1945 stand er handbreithoch unter Wasser. Wäre dem «Führer» etwas früher der Sprit ausgegangen, wäre er recht schnell ersoffen. Vorschläge, den nicht mehr vorhandenen «Führerbunker» zu einer Gedenkstätte auszubauen, hatten schon allein wegen dieses

Zustands keine grosse Chance. Inzwischen wissen allerdings Millionen Deutsche in etwa, wie es in der Herzkammer des NS-Regimes aussah – aus dem Kino. In dem Film *Der Untergang* spielt der «Führerbunker» eine zentrale Rolle. Die wenigen Aussenaufnahmen – wenn sich der «Führer» zum Beispiel eine Pause im Garten gönnt – unterstreichen nur das Gespenstische des unterirdischen Zuhauses.

Käme heute ein Marsmensch nach Berlin oder auch nur ein Besucher aus der Eifel, der von Geschichte keine Ahnung hat, wäre er versucht zu sagen: «Da hat sich der Hitler aber ein feines Plätzchen ausgesucht.» Besser, günstiger, zentraler könnte die Lage des Bunkers und des Holocaust-Mahnmals nicht sein. Im Westen macht sich der Tiergarten breit, im Norden wird mit dem Bau der amerikanischen Botschaft begonnen, die Akademie der Künste, das Hotel Adlon und die britische Botschaft sind schon da. Im Süden stehen die Vertretungen der Länder beim Bund: die Landesvertretungen von Hessen, Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Rheinland-Pfalz und des Saarlandes. Nur der Osten muss noch erschlossen werden. Da gibt es schon einen kleinen Sportplatz, einen Sauna- und Fitnessclub und ein «Hotel für Frauen» namens *Intermezzo*. Die Nähe zum Potsdamer Platz ist ein grosses Plus, das einen ständigen Umlauf von Touristen garantiert. Wenn Hitler geahnt hätte, dass er eines Tages das *Café LebensArt*, eine Filiale der US-Kette *Subway*, den *China Club* und *Metzkes N. Y. Deli* zu Nachbarn haben würde, hätte er sich wahrscheinlich schon eher umgebracht. «Führerbunker» hin, Holocaust-Mahnmal her – das ganze Gelände zwischen

Brandenburger Tor und Potsdamer Platz hat enorm an Attraktivität gewonnen.

Es war mal ein böser, heute ist es ein guter Ort. So gesehen, gibt es nicht nur historische Kollateralschäden, es gibt auch historische Kollateralnutzen. Wobei man nie im Voraus wissen kann, wie sich die Dinge entwickeln.

Am 30. Januar 1989 erschien in der *Frankfurter Rundschau* ein «Aufruf» der Bürgerinitiative *Perspektive Berlin*, die sich an den Berliner Senat, die Regierungen der Bundesländer und die Bundesregierung (damals noch in Bonn) richtete. Der Aufruf begann mit den Worten: «Ein halbes Jahrhundert ist seit der Machtübernahme der Nazis und dem Mord an den Juden Europas vergangen. Aber auf deutschem Boden, im Land der Täter, gibt es bis heute keine zentrale Gedenkstätte, die an diesen einmaligen Völkermord, und kein Mahnmal, das an die Opfer erinnert. Das ist eine Schande.»

Es war eine Feststellung, der man nicht widersprechen konnte. Zumal sich die Bundesrepublik ebenso wie die DDR inzwischen mit den Folgen des Zweiten Weltkrieges arrangiert hatte. Die deutsche Teilung war eine «Tatsache», an der nicht mehr gerüttelt wurde; wenn es so etwas wie eine ausgleichende historische Gerechtigkeit gab, dann war die Mauer die verdiente Strafe für alles, was die Deutschen zwischen 1933 und 1945 angestellt hatten. So deutlich wurde es zwar nicht ausgesprochen, dass aber die Existenz zweier deutscher Staaten die Garantie für den Fortbestand des Friedens in Europa war, das galt als selbstverständlich. Die Deutschen hatten den Krieg angefangen, die Deutschen hatten den Krieg verloren. Es stand also eins

zu eins. Am Status quo sollte nicht gerüttelt werden. Und weil die Deutschen schon «bestraft» waren und zudem «Wiedergutmachung» geleistet hatten, drohte der Holocaust in Vergessenheit zu geraten. Deswegen wollte die *Perspektive Berlin* ein Zeichen setzen, das die Erinnerung an die Vergangenheit retten sollte. «Deshalb fordern wir, endlich für die Millionen ermordeter Juden ein unübersehbares Mahnmal in Berlin zu errichten. Und zwar auf dem ehemaligen GESTAPO-Gelände, dem Sitz des Reichssicherheitshauptamtes, der Mordzentrale in der Reichshauptstadt. Die Errichtung dieses Mahnmals ist eine Verpflichtung für alle Deutschen in Ost und West.»

Unterzeichnet war der Aufruf unter anderem von Willy Brandt und Günter Grass, Christoph Hein und Hilmar Hoffmann, Inge und Walter Jens, Beate Klarsfeld und Udo Lindenberg, Heiner Müller und Horst-Eberhard Richter, Otto Schily und Christa Wolf – der moralischen Elite aus Ost und West und den üblichen Verdächtigen, deren Namen man auch heute noch unter jedem Aufruf für Abrüstung in Europa und gegen Armut in der Dritten Welt findet.

Die Triebkraft hinter dem harmlosen Label *Perspektive Berlin* war die Berlinerin Lea Rosh, die sich in ihrer journalistischen Arbeit gründlich mit dem «Dritten Reich» und seinen Folgen beschäftigt hatte. Sie galt nicht nur als tüchtig, intelligent und zielstrebig, sie war auch gut vernetzt und kannte die richtigen Leute, die sie auf ihre Seite zu ziehen vermochte, unter anderem den damaligen Verleger des *Tagesspiegel*, der sich seinerseits bestens im Berliner Klüngel auskannte.

Auch wenn man hinterher immer schlauer ist: Wahrscheinlich hätte der massive Aufmarsch der Promis und Gutmenschen nichts genutzt, wenn Genosse Zufall nicht aktiv geworden wäre. Mit dem Fall der Mauer ergab sich eine ganz neue, vollkommen unerwartete und irre Situation. Deutschland war – sieht man von den Ostgebieten ab, die schon längst abgeschrieben waren – als nationalhistorische Einheit wieder hergestellt, es hatte quasi seine Strafe verbüsst. Und wie bei jedem Gewalttäter, der nach langer Haft wieder in die Freiheit entlassen wird, fragten sich viele, vorneweg die besseren Deutschen, ob der Delinquent seine Lektion gelernt hatte, ob er geläutert war, ob man ihm trauen konnte oder ob er bald wieder rückfällig werden könnte. Vielen Deutschen war die Idee von *einem* Deutschland einfach unheimlich. Das Wort vom «Vierten Reich» machte die Runde. Sogar Kanzler Kohl sprach anfangs von einer «Konföderation» zweier deutscher Staaten, die Bürgerrechtler in der DDR wollten es gerne noch einmal mit einem anderen, weichen Sozialismus versuchen, die Linken in der Bundesrepublik waren zuerst sprachlos, dann enttäuscht und schliesslich empört über die Brüder und Schwestern aus der DDR, die vom Klassenkampf genug hatten und sich nun dem Konsum hingaben.

Auch Lea Rosh war sich in dieser Situation nicht bewusst, dass sie eine Option vorbereitet hatte, mit der sich die Bundesrepublik schmücken konnte. Das Mahnmal für die ermordeten Juden Europas wurde zum Grundstein der Berliner Republik. Es ging nicht mehr darum, an die Verbrechen der Nazis und die Leiden der Juden zu erinnern,

sondern darum, zu demonstrieren, dass die Bundesrepublik sich zu ihrer moralischen Schuld bekannte – auch fünfzig Jahre danach. So wie das Abkommen von Luxemburg aus dem Jahre 1952, mit dem die Zahlung von Entschädigungen an überlebende Juden und Reparationen an Israel geregelt wurde, die Voraussetzung für die Wiederaufnahme Deutschlands in die Völkerfamilie war, so war der Bau des Holocaust-Mahnmals die symbolische Geste an die Welt: Schaut her, wir stehen zu unserer Geschichte, als Schurken waren wir schon gut, aber als reuige Sünder sind wir noch besser. Kohl, der anfangs gegen das Mahnmal war, erkannte die Chance und sorgte dafür, dass die Bundesrepublik eine Parzelle als Baugrund zur Verfügung stellte, um die sich alle Investoren und Spekulanten Europas gerissen hätten.

Ich erinnere mich an ein Gespräch, das ich Anfang der neunziger Jahre mit einem deutschen Diplomaten in einer wichtigen westlichen Metropole hatte. «Wir brauchen dieses Mahnmal», sagte er, «wir brauchen es ganz dringend.» Ich war nicht grundsätzlich gegen das Mahnmal, ich hatte nur Bedenken, ob es eine gute Idee war, es allein den ermordeten Juden zu widmen und die Zigeuner, die Schwulen und die anderen Opfer der Nazis zu ignorieren und damit die Agenda der Nazis zu reproduzieren, für die die Vernichtung der Juden auch an erster Stelle stand. «Darauf kommt es nicht an», sagte der Diplomat, «wir brauchen das Mahnmal für unsere Selbstdarstellung in der Welt, vor allem in den USA.» Seitdem bin ich gegen das Mahnmal. Nicht nur, weil ich es für unanständig halte, die Opfer zu hierarchisieren oder die Macht der Zahlen auszuspielen –

sechs Millionen Juden gegen eine halbe Million Zigeuner –, sondern weil ich sicher bin, meine Mutter, die in Auschwitz war, würde es nicht gut finden, als PR-Helferin für die Selbstdarstellung der Bundesrepublik zwangsverpflichtet zu werden.

Aber dieser Punkt ist nicht debattentauglich. Denn im Holocaust-Mahnmal konvergieren deutsche und jüdische Interessen ohne Rücksicht auf Geschichte, Logik und Moral. Die Deutschen wollen zeigen, dass sie aus der Geschichte gelernt haben, dass sie die Schuld annehmen und sich vor den Konsequenzen nicht drücken. «Kein anderes Volk hat sich so wie wir mit der eigenen Geschichte auseinandergesetzt» – diesen Satz konnte man überall hören und lesen, als wäre er Teil einer Litanei. Die Juden dagegen, die man von der Schuld der Deutschen nicht erst überzeugen muss, sind geschmeichelt, dass sie von den Tätern endlich als Opfer erster Klasse anerkannt werden. «Kein anderes Volk hat so gelitten wie wir» ist ein Satz, den man im jüdischen Milieu immer wieder vorgesetzt bekommt. Man könnte sagen: dem deutschen «Sündenstolz» (Hermann Lübbe) steht der jüdische «Opferstolz» gegenüber, und beide finden im Holocaust-Mahnmal einen gemeinsamen Nenner.

Das ist wahrscheinlich ganz menschlich und natürlich, so wie Hass, Neid und Eifersucht menschlich und natürlich sind, aber deswegen muss man solche Interessenlagen nicht schön oder erbaulich finden. Zumal sie in der Praxis zu absurden Situationen führen. «Ja, haben denn die Juden nichts aus ihrer Geschichte gelernt?», fragen immer mehr Deutsche, wenn sie die Politik der Israelis gegenüber den

Palästinensern anprangern wollen. Und setzen hinzu: «Wir haben unsere Lektion gelernt, wir wissen, wie man Menschen nicht behandeln darf! Das müssen die Juden erst noch lernen.» So werden aus resozialisierten Gewalttätern Bewährungshelfer, die darauf aufpassen, dass deren Opfer sich anständig verhalten. Und es ist das Holocaust-Mahnmal, das allen guten Intentionen seiner Betreiber zum Trotz diese Haltung weiter befördern wird. Es gibt kaum noch Deutsche, die den Holocaust leugnen, die Revisionisten bleiben unter sich. Aber etwa die Hälfte der Deutschen ist überzeugt, dass die Israelis den Palästinensern das antun, was die Nazis den Juden angetan haben. Und da kann man sich die bescheidene Anfrage nicht verkneifen, wozu all die fleissige Aufklärung und die demonstrative Reue gut war, wenn nicht dazu, sich ein moralisches Alibi und ein gutes Gefühl zu verschaffen.

Das Holocaust-Mahnmal wird zu einer touristischen Attraktion werden, wie das Jüdische Museum. Berlin wird sich mit dem grössten und teuersten Holocaust-Mahnmal aller Zeiten schmücken. Staatsbesucher werden Kränze niederlegen, Schulklassen, die sonst nach Sachsenhausen, Dachau und Buchenwald gefahren wären, werden nun alles, was sie für den Leistungsschein Geschichte brauchen, in Berlin-Mitte finden. Das ist praktisch, denn es spart Zeit und Geld. Man muss ja auch nicht unbedingt in die Karibik fahren, wenn man unter Palmen liegen möchte. Die gibt es schon im Vergnügungspark *Tropical Islands Resort* in der Lausitz.

Beim Mahnmal neben dem tiefenenttrümmerten «Führerbunker» müssen nur noch ein paar praktische Probleme

gelöst werden. Wer wird für die Sicherheit auf dem Gelände verantwortlich sein? Wird man das Mahnmal rund um die Uhr bewachen müssen? Was passiert bei Schnee und Glatteis? Wird es einen Streudienst geben oder wird man Schilder aufstellen: «Betreten auf eigene Gefahr»? Und was passiert, wenn ein Besucher kommt und fragt: «War hier irgendwo nicht auch der ‚Führerbunker‘?» Dann wird man ihm vielleicht antworten: «Der ist alle, jetzt hamwa den Holocaust.»

Hilmar Schmundt

Am Berghof

Obersalzberg

Es spukt am Obersalzberg. Rote Irrlichter flackern nachts im Wald über Berchtesgaden. Wie magisch zieht dieser Ort die einen an. Andere meiden ihn und würden ihn am liebsten vergessen. Aber das geht nicht, denn der Spuk will nicht vergehen.

Bei Tageslicht besehen, wirkt die Szene eher komisch. Morgennebel im Wald, wo einst das Haus von Adolf Hitler stand. Touristen rascheln durchs Laub, unsicher um sich blickend. Wo ist er langgegangen? Hier vielleicht. In roten Pumps stöckelt eine Dame auf einem kleinen Plateau um Baumstämme herum. Sie winkt ihrem Mann, der abseits steht und betreten wegschaut, als sei er nicht gemeint. Die anderen Besucher schauen hin, dann wieder weg, wenn sie sehen, dass man sieht, wie sie suchen. Ein grauhaariges Ehepaar erzählt ungefragt, dass ihre Tochter Geschichte studiere. Und dass man sich deshalb verpflichtet fühle. Hier. Die Frau zeigt in den Wald. Sie bricht ab. Als wären ihr die Gründe für das Hiersein peinlich. Wer auf der Suche nach Hitlers Haus durch das Unterholz streift, hat ein schlechtes Gewissen. Dieser Ort kennt keine lauterer Motive. Als wäre es ein böser Märchenwald, von unsichtbaren Mächten verzaubert.

Hitlers Haus gibt es nicht mehr. Auch keine Plakette, keine Infotafel, keinen Eintrag auf einer Wanderkarte. Nur eine «88» markiert den Ort, in einen Buchenstamm geritzt wie ein Liebesschwur. Das Kürzel dient Neonazis als Erkennungszeichen, das für den achten Buchstaben des Alphabets steht, H, H, «Heil Hitler». Man braucht keine Wegweiser, um diesen Ort zu finden. Er ist Teil der *Oral History*, die Generationen und Grenzen übergreift. In der Logik des Erlebnistourismus sind tabuisierte Orte attraktiv, weil sie Exklusivität verheissen.

Ein stämmiger Amerikaner, grauhaarig und im Sweatshirt, ist mit Seiner Frau hier. Sie haben den Tipp von ihrem Zahnarzt. Sie finden, er hat nicht zu viel versprochen. Dieser Ort sei eine Attraktion ersten Ranges. Vergleichbar mit dem Tal der Könige und den Schlössern der Loire. Als sie gestern Nacht ein Licht im Wald flackern sahen, dachten sie erst, es sei eine Ampel. Die beiden wohnen in New York City. Nun sehen sie, es gibt hier keine Strasse und keine Verkehrssignale. «That's spooky.» An der Strasse steht ihr Mietauto, ein Geländewagen, als wären sie auf Grosswildsafari.

Wer nach den Spuren des Hitlerhauses sucht, betritt Niemandesland, geografisch, historisch, moralisch. Was die Besucher finden, sind ein paar Meter Betonfundament. Dass die Hangstützmauer noch steht, verdankt sie ihrer prekären Lage. Würde sie gesprengt, so sagt man, geriete der ganze Hang ins Rutschen. Wenn Spurensucher das Fundament berühren, tun sie das so vorsichtig, als spürten sie den ganzen Alpdruck des Berges.

Gern und ausführlich werden Touristen mit ausgewähl-

ten Sagen der Region vertraut gemacht. Vom Watzmann-Massiv heisst es, dass einst ein grausamer König hier wütete, die Bauern und ihr Vieh quälte, bis eines Tages *ein dumpfes Brausen sich erhob, ein Donner in den Höhen, ein Heulen in den Klüften*, und der König zu einem marmorkalten Bergriesen erstarrte. Dem Watzmann gegenüber thront das mächtige Massiv des Untersbergs, von dem die Legende sagt, in seinem Innern liege ein Herrscher in einem todesähnlichen Schlaf mit seinen wilden Heeren, bis sie erwachen, um die letzte Schlacht zu schlagen. Ufo-Forscher vermuten im «Zauberberg» geheimnisvolle «Raum-Zeit-Randfelder», in denen die Naturgesetze ausgehebelt sind.

Die Geschichten vom braunen Spuk am Obersalzberg dagegen sind vielen Berchtesgadenern verhasst. Seit Jahrzehnten fühlen sie sich durch die Presse als Nutzniesser eines Hitler-Erlebnisparks diffamiert. Dabei habe doch der Landkreis so viel Schönes zu bieten. Den Königssee, umgeben von Deutschlands einzigem Hochgebirgsnationalpark. Nicht zu vergessen die Nähe zur Mozartstadt Salzburg. «Festspiele der Natur» heisst der Slogan des Tourismusverbandes. Doch viele Besucher suchen nach einem anderen Drama auf einer anderen Bühne: nach Hitlers Haus.

Das mag manchem geschmacklos erscheinen. Aber die Abstimmung mit den Füßen zeigt historisches Gespür. Nicht in München oder Berlin, sondern im Berghof hatte Adolf Hitler seinen amtlichen Wohnsitz. «Für mich war der Obersalzberg etwas ganz Herrliches geworden. Ich habe mich ganz verliebt in die Landschaft», sagte er. «Meine grossen Pläne sind hier entstanden.»

Hier empfing der Diktator insgesamt neununddreissig Staatsoberhäupter aus aller Welt. Hier zwang er dem österreichischen Kanzler Schuschnigg das «Berchtesgadener Diktat» auf, um den widerstandslosen Anschluss der «Ostmark» zu erreichen. Hierher zitierte er den britischen Premier Chamberlain, um den Einmarsch im «Sudetenland» durchzusetzen. Hier plante er den Einmarsch in Polen, den Überfall auf Russland und den Völkermord im Osten. All das spielte sich auf der Weltbühne im Wald ab.

Von hier aus gesehen erscheint Hitlers Abgang als eine letzte grosse Inszenierung. Als er sich am 30. April 1945 im «Führerbunker» umbrachte, liess er seine Leiche mit zweihundert Litern Benzin verbrennen, um nicht in einem Wachsfigurenmuseum in Moskau zur Schau gestellt zu werden. Auch der Berghof sollte nach seinem Tod nicht musealisiert werden, befahl er, sondern solle lieber «als grossartiger Scheiterhaufen» in Flammen aufgehen. Als die US-Armee einmarschierte, zündeten fliehende SS-Truppen vorschriftsmässig an, was die Bombardierungen übriggelassen hatten. Die rauchenden Ruinen wurden der Bevölkerung zum Plündern überlassen. Dann setzte ein makabrer «Führer»-Tourismus ein. Im Sommer 1951 besuchten über 130'000 Schaulustige die Ruine im Rahmen von «wilden Führungen». Also ordnete die US-Verwaltung den Abriss an. 1952 wurde der Berghof gesprengt, am Nachmittag des 30. April, genau sieben Jahre nach Hitlers Selbstmord. Der Minister für Landwirtschaft liess das Berghof-Gelände mit Erlen bepflanzen, «damit möglichst rasch dichtes Unterholz entsteht, das die Fläche schwer zugänglich macht».

Das Unterholz wurde dicht, doch der Exorzismus schlug fehl. Immer wieder gingen Berichte ein, dass Hitler gesehen worden sei. Am 25. Oktober 1956 erklärte ein Berchtesgadener Amtsgerichtsrat schliesslich den Einwohner Adolf Hitler offiziell für tot, mit einem Aushang am Schwarzen Brett. Einen Grabstein gibt es nicht, kein Denkmal oder Schandmal. Nur ein inoffizielles Monument für die Schwierigkeiten des negativen Erinnerns: der böse Ort im Wald, eine Art Raum-Zeit-Randfeld.

Diese Leerstelle im Unterholz, ihre magische Anziehungskraft und das beharrliche Totschweigen mögen zunächst befremdlich wirken. Um ihre Faszination und ihre Funktion zu verstehen, lohnt es sich, die Umgebung zu erkunden, wie es viele Besucher ohnehin tun. Die meisten tragen festes Schuhwerk und Rucksäcke. Wer den Obersalzberg besucht, will wandern, dafür scheint die idyllische Berglandschaft wie gemacht. Forstwege, Trampelpfade, Rodelbahnen, Lifte und Panoramastrassen mäandern zwischen Wäldern, Almwiesen und Felswänden. Vom Fundament im Wald aus lässt sich innerhalb eines Tages eine vielschichtige Gedenktopografie erkunden. Das ehemalige «Führersperrgebiet» umfasste einst rund zehn Quadratkilometer und 800 Höhenmeter. Oben am Berg, über der Baumgrenze, steht das Kehlsteinhaus, damals nicht der Wohnsitz des «Führers», sondern lediglich ein Aussichtspunkt. Heute wird es als Ausflugslokal genutzt. Auf der mittleren Ebene befinden sich ein Wellness-Hotel, ein Busbahnhof und eine historische Ausstellung. Auch hier wohnte Hitler nicht. Aber unten im Wald, am

Fundament des ehemaligen Hitlerhauses, wuchert das wilde Gedenken. Hier entfaltet sich eine dreistufige Erinnerungslandschaft, die den Blick immer wieder auf einen Brennpunkt lenkt: Wo lebte der «Führer»?

Kehlsteinhaus

Willkommen auf der Busfahrt zum Kehlsteinhaus, sagt eine Frau, ihre Stimme kommt vom Band. Etwa vierzig Touristen aus aller Welt sitzen voll freudiger Erwartung im Ausflugsbus. Das Kehlsteinhaus, so die Ansagerin weiter, wurde von Martin Bormann als Geschenk zu Hitlers fünfzigstem Geburtstag 1939 gebaut. Die weiteren Details werden vom Motorengebrumm verschluckt, dann wird die Ansage auf Englisch wiederholt. Kaiserwetter, sagt ein Tourist zu seinem Begleiter, Führerwetter, antwortet der. Sie lachen, ironisch, wissend, souverän.

Es geht bergauf, über sechs Kilometer Panoramastrasse zwischen schroffen Felswänden mit schwindelerregenden Tiefblicken. Der Trip in die Vergangenheit kostet 13,50 Euro.

An der Wendestation für die Busse geht es zu Fuss in einen über hundert Meter langen Tunnel, mit rotem Marmor verkleidet. Ein kalter Hauch weht aus dem mächtigen Portal. Hier ist er langgegangen, tuscheln zwei amerikanische Jungen, während die Mutter die Baukosten des wahnwitzigen Projekts memoriert: hundertsiebzig Millionen Dollar. Eine Tür öffnet sich und alle drängen in den Fahrstuhl, messingverspiegelt, mondän wie in einem Luxusho-

tel. «Original?», fragt einer, der Fahrstuhlführer nickt. Nach einer Minute ist das Kehlsteinhaus erreicht, die Türen öffnen sich, schwerer Bratengeruch erfüllt die Empfangshalle. Ein paar Schritte weiter, schon steht man auf der Terrasse.

Eine wirkungsvolle Inszenierung. Nach der Enge und Dunkelheit von Tunnel und Fahrstuhl weitet sich der Blick. Die Welt scheint dem Betrachter zu Füßen zu liegen. Wenn der Föhn drückt und die Sicht klar ist, sieht man von hier zweihundert Kilometer weit bis zum Bayerischen Wald. Der Kehlstein ist eine der eindrucksvollsten Sehenswürdigkeiten Europas und das wohl schönste Nazimonument Deutschlands. Das jedenfalls hat eine Familie aus North Carolina gehört. Vor einigen Tagen haben sie Schloss Neuschwanstein besucht, ebenfalls erbaut von einem verrückten Herrscher, wie sie sagen.

Der Königssee liegt wie ein Fjord an die fast zweitausend Meter hohe Watzmann-Ostwand, die rechte Schulter des versteinerten Märchenkönigs, gezwängt. Tief unten segelt eine Wolke vorüber. Berchtesgaden wirkt wie eine Modelllandschaft, die Türme der Fürstpropstei winzig wie Spielzeug, Salzburg zum Greifen nah. Eine Allmachtsvision. «Wen Gott liebt, den lässt er fallen in dieses Land», zitiert ein Fremdenführer vor einer Schar Besucher den Romanautor Ludwig Ganghofer. Auch die Hollywood-Stars Grace Kelly und Tom Hanks seien schon hier oben gewesen. «I'm on top of the world», sagt ein Besucher.

Eine historische Ausstellung auf der Terrasse erläutert die technische Finesse und Rücksichtslosigkeit der Erbau-

er: In nur zwei Jahren wurde das Projekt durchgezogen, auch im Winter und unter Lawinengefahr, sieben Bauarbeiter kamen dabei um. Ursprünglich hiess das Projekt «D-Haus», wobei das «D» für Diplomatie stand. Es sollte dazu dienen, ausländische Politiker zu beeindrucken. Doch die blieben fast ausschliesslich auf Hitlers Berghof, denn der «Führer» litt an Höhenangst.

Der Bau des Kehlsteinhauses sicherte Martin Bormanns Stellung an der Seite Hitlers. Anfangs war der stiernackige Landwirtschaftsinspektor lediglich Kassenwart der Partei. Parallel zum Bau des Kehlsteinhauses stieg er rasch auf zur «braunen Eminenz», verwaltete Hitlers Privatvermögen und bezahlte sogar dessen Geschenke an Eva Braun. Gegen Ende des Krieges galt er als der mächtigste Mann im «Dritten Reich», weil niemand am Leiter der Parteikanzlei und dem Privatsekretär des «Führers» vorbeikam. Sogar Parteigenossen graute vor Bormanns Brutalität und seinem Fanatismus bei der Ermordung Behinderter, der Verfolgung der Juden, beim Kampf gegen die Kirchen. Das Kehlsteinhaus war sein Gesellenstück.

Wer heute in der achteckigen Grossen Halle mit dem von Mussolini gestifteten Marmorkamin durch die Panoramafenster hinabschaut ins Tal, spürt, wie sehr der Kehlstein Hitlers Haus an Raffinesse übertraf. Verglichen mit der Erhabenheit des Kehlsteins musste Hitlers Berghof wie ein Talhof wirken, kleinbürgerlich wie die Postkarten vom «Häuschen des Volkskanzlers», die Mitte der Dreissiger verkauft wurden. Der Kehlstein entstand später, als Hitlers Gefolgschaft sich durch immer weitere Radikalisierung da-

bei übertrumpfte, in vorausweisendem Gehorsam «dem Führer entgegenzuarbeiten».

Die Zufahrtsstrasse wurde von Fritz Todt geplant, zuständig für den Bau der Autobahnen, später Minister für Bewaffnung und Munition, als Leiter der «Organisation Todt» verantwortlich für den Bau des «Atlantikwalls». Einen Tag nachdem der britische Premier Chamberlain 1938 vom Berghof abgereist war, und während die Bevölkerung um den Frieden bangen musste, fuhr Hitler erstmals hier herauf. Zwei Wochen später marschierte die Wehrmacht im Sudetenland ein.

Die Alliierten vermuteten im Innern des Kehlsteins ein weitläufiges Tunnelsystem, die Leitzentrale einer geheimnisvollen Alpenfestung, die sie den Namen *Eagle's Nest* gaben. Um diesen Adlerhorst zog die US Army in den letzten Tagen des Krieges grosse Truppenverbände zusammen, weil sie den Endkampf mit Hitler hier statt in Berlin erwartete. Die Legende von der Alpenfestung war möglicherweise von Goebbels gestreut worden. Auch Hitler phantasierte noch 1945 in der Wolfsschanze von einem Bollwerk in den Alpen, wo er den Feind aufreiben würde. Bormanns Luftschloss hatte ein mythisches Eigenleben bekommen.

So wie die Sowjetarmee ihre Siegesfahne nicht auf der zerstörten Reichskanzlei hisste, sondern auf dem fotogeneren Reichstag, so wurde auch der zerbombte Berghof durch das heroische *Eagle's Nest* in der Bildsprache der Befreier ersetzt. Vielleicht sprach für diese Verschiebung auch, dass sich der Berghof Anfang der fünfziger Jahre zu einem Ziel für Neugierige aus aller Welt entwickelte. Der felsige Zugang zum Kehlstein war leichter zu kontrollieren

als die Ruinen des Hitlerhauses im Wald. Ursprünglich wollte die US-Verwaltung alle Gebäude des «Führersperrgebietes» sprengen lassen, auch den Kehlstein. Die Gemeinde sträubte sich. In einem mühsam ausgehandelten Kompromiss vereinbarte man, den Berghof und die meisten Relikte der Nazizeit in der Umgebung des Berghofs zu entfernen, aber den Touristenmagnet am Berg zu retten. So kommt es, dass der Kehlstein heute das einzige erhaltene Repräsentationsgebäude des Regierungssitzes am Obersalzberg ist.

Zur NS-Zeit war der Kehlstein ein Geheimprojekt, über das die gleichgeschaltete Presse nicht berichten durfte. Als die Öffentlichkeit schliesslich 1952 erstmals auf den Kehlstein gelassen wurde, betrat sie nicht nur ein Symbol der Nazidiktatur, sondern vor allem ein Siegeszeichen der Befreier.

Die amerikanische Familie lässt sich vor dem Gipfelkreuz fotografieren, gewidmet der Trachtengruppe *D'Kehlstoana*. Eine schüchterne Religionslehrerin aus Niedersachsen lässt von sich ein Erinnerungsfoto vor dem Kehlsteinhaus machen. «Ich fühlte mich verpflichtet herzukommen, als Tochter dieses Landes», sagt sie. Die Speisekarte des Restaurants listet ein buntes Allerlei auf: ofenfrischer Hackbraten mit Pilzsosse, Murmeltiersalbe, ein Buch über die Geschichte des Ortes, ein Baseball Cap «mit original-Kehlsteinhaus-Logo». Hier oben tut die Erinnerung nicht weh. Sie wird überlagert von Bergkulisse und Bratenduft. Das trutzige Haus auf dem schmalen Grat wirkt wie eine Kippfigur zwischen Fun und Vergangenheitsbewältigung, und genau das macht es vielleicht so at-

traktiv: Es ist ein Täterort, an dem der Untergang vom Hochgefühl des Sieges getragen wird. In guten Jahren kommt eine halbe Million Besucher hierher und tut damit sich und den Bedürftigen etwas Gutes.

Denn die Pachteinnahmen gehen an die gemeinnützige *Stiftung Berchtesgadener Land* und kommen wohltätigen Zwecken wie Kindergärten und Heimatpflege zugute, erzählt Norbert Eder, der Wirt des Kehlsteins, ein leutselig wirkender Mann mit Schnauzer und Polohemd. Er sitzt am Rechner in seinem holzvertäfelten Büro direkt neben der Küche, ursprünglich das Arbeitszimmer Hitlers. Hier zu sitzen sei kein Problem, wiegelt er auf Nachfrage ab. «Der, für den dies Zimmer war, war ja fast nie hier oben.»

Das ehemalige Arbeitszimmer des «Führers» wirkt wie ein authentischer Teil der Hitlerzeit und gleichzeitig porentief geläutert. Dies Paradoxon hält das Luftschloss in seiner eigenartigen Schwebe. Es funktioniert als Ersatz für das Hitlerhaus, der es überhöht und damit aufhebt. Und doch fusst seine Attraktion zum Teil auf einem Missverständnis. Draussen tobt eine Gruppe Jugendlicher in po-backentief sitzenden Schlabber jeans über die Terrasse. «Was war das denn früher?», fragt einer. «Keene Ahnung», antwortet sein Kumpel, «ick gloobe, hier oben hat er gewohnt.»

Wellness-Hotel und Dokumentationszentrum

Zurück im Bus, auf dem Weg ins Tal, plaudern die Besucher über den Blick und den Fahrstuhlnotantrieb, beste-

hend aus zwei U-Bootmotoren von 1940. Ein älterer Herr fummelt sich eine Souvenirplakette an den Hut. Die Heimseligkeit des Kehlsteinausflugs verfliegt abrupt, als der Bus unten am modernen Bus-Terminal hält.

Auf einem waldigen Hügel gegenüber glänzt eine mehrstöckige, geschwungene Fassade mit viel Glas. Hier wird nicht Vergangenheit inszeniert, sondern Zukunft. Sie trägt den Namen *Intercontinental Resort Berchtesgaden* und soll Wellness bieten. «Zwischen Himmel und Erde, 1'000 Meter über dem Meeresspiegel, tauchen Sie ein in eine Oase des Wohlbefindens», verspricht die Werbung im Internet. Der Erwartungsdruck ist gross. Als die US-Streitkräfte 1995 ihre Kasernen im Tal verliessen, brachen die Übernachtungszahlen der Region um ein Drittel ein. Das Wellness-Hotel in der Problemzone soll nun die Wende bringen und wohlhabende Gäste anlocken. Wie damals, in der guten alten Zeit. Bevor die Nazis kamen.

Doch das Hotel zwischen Himmel und Erde war von Anfang an umstritten. Denn die Oase des Wohlbefindens steht auf dem Eckerbichl, auch «Göringhügel» genannt. Hier hatte der feiste Reichsjägermeister, Luftwaffenchef und Morphinjunker eine Villa. Die Luftschutzbunker seines Anwesens wurden bei den Ausschachtungsarbeiten für das Hotel teilweise freigelegt. Im Wellness-Palast am bösen Ort erkennen Kritiker die Unfähigkeit zu trauern. Befürworter dagegen verweisen auf wirtschaftliche Sachzwänge. Andere fordern die demonstrative Umnutzung des Areals als Wildschweingehege oder flüchten sich in

Esoterik: Man könnte den bösen Geist des Ortes durch Feng Shui bannen, phantasiert etwa die *Bild-Zeitung*.

Derlei Exorzismus ist überflüssig, denn diese Ebene ist funktional gegliedert. Im Gegensatz zum janusköpfigen Kehlstein folgt die mittlere Gedenkebene rund um Hotel und Busbahnhof der Funktionsteilung. Das Hotel steht dabei für Luxus, Kommerz und Zukunft. Die Vergangenheitsbewältigung dagegen wird professionell im *Dokumentationszentrum Obersalzberg* erledigt, einem hellen Bau mit viel Holz, Glas und Neonlicht, den die Besucher erreichen, wenn sie vom Busbahnhof aus in die entgegengesetzte Richtung gehen. Während die Gäste des Kehlsteinhauses aus aller Welt kommen, um folkloristisches Infotainment zu genießen, bietet das Dokumentationszentrum eine typisch deutsche Spezialität: Staatsbürgerkunde anhand eines Negativbeispiels, unverdünnt durch Andenkenskitsch oder Imbissbuden. Nur rund 15 Prozent der Besucher sind aus dem Ausland. Der Eintritt beträgt 2,50 Euro und ist für Schüler, Lehrer, Zivildienstleistende und Soldaten frei.

Für die ausländischen Besucher, die draussen vorbeigehen, mag es scheinen, dass die Gäste des Dokumentationszentrums nicht mehr bekehrt oder belehrt werden müssen. Leise sprechend, andächtig und in kleinen Gruppen gehen sie durch die gläserne Eingangstür. Die Ausstellung wird vom renommierten Münchner *Institut für Zeitgeschichte* betreut.

Rechts neben dem Eingang steht eine Modellbauandschaft von Hitlers Regierungssitz am Obersalzberg. Hier lungern einige gelangweilte Kinder herum, zwischengeparkt von ihren Eltern. Ein paar etwa Zehnjährige drücken

auf den Knöpfen herum. Klick. Die Göring-Villa leuchtet auf, dort, wo heute das Wellness-Hotel steht. Klick, die SS-Kaserne, wo heute der Busbahnhof ist. Dann der *Plauerhof*, ein Hotel der Organisation «Kraft durch Freude» speziell für Hitler-Touristen, von den US-Streitkräften als *General Walker Hotel* genutzt, im Jahr 2000 abgerissen und heute ein Parkplatz. Das *Gästehaus Göll* für die Privatbesucher Hitlers, wo heute das Dokumentationszentrum steht. Auch der Berghof beginnt zu glimmen. Das Modell drinnen zeigt, dass es draussen fast nichts mehr zu sehen gibt. Der Täterort wurde fast komplett ausgeradiert. Und doch bleibt er präsent in den Köpfen.

«Wir wollen die legitime historische Neugier des Publikums aufgreifen», sagt Volker Dahm, ein pfeiferauchender Akademiker, der die Ausstellung konzipiert hat. Opferorte, so Dahm, seien als Orte des Mitgefühls eher Kirchen, Synagogen und Moscheen verwandt. Täterorte dagegen eignen sich zur Aufklärung, ähnlich wie Schulen. Am Obersalzberg will er beides leisten: «Die Ausstellung führt von der Normalität in den Wahnsinn, von den Tätern zu den Opfern.»

Viel von dem Gezeigten dürfte bekannt sein. Doch zwei überraschende dramaturgische Höhepunkte bietet der Rundgang. Den Endpunkt bilden Filmsequenzen aus Konzentrationslagern, präsentiert in einem düsteren Luftschutzbunker-Gewölbe, dem einzigen Stück Originalarchitektur. Einen Einstiegspunkt bilden die Interviews mit Zeitzeugen auf einem Bildschirm unweit des Eingangs. Zwischen diesen beiden Filmen spannt sich eine narrative Verbindung, die überrascht. Die Zeitzeugen erzählen, wie

ausgerechnet die heimatseiligen Nationalsozialisten hier Heimatzerstörung betrieben. Die Bergidylle war ein Labor der Repression.

Nach der Wahl zum Reichskanzler liess Hitler seine private Sommerfrische zu einem repräsentativen Regierungsbezirk umbauen. Bormann kaufte nach und nach die gesamte Siedlung namens Obersalzberg auf, um einen zehn Quadratkilometer grossen «Führersperrbezirk» mit zwei Meter hohem Zaun abzuriegeln, der sich bis hinauf zum Kehlstein über den Hang zog, ein Regierungszentrum, verkleidet in dörfliche Idylle, mit SS-Kaserne, unterirdischen Schiessplätzen, Postamt, Telefonschaltzentrale, eigener Stromversorgung, Gewächshäusern. Wer seinen Hof nicht freiwillig verkaufte, wurde unter Druck gesetzt, der Dorfphotograf wurde ins KZ Dachau verschleppt. Auch katholische Kirchgänger wurden verfolgt.

Im Sommer 1936, als in Berlin die Olympischen Spiele als «Fest der Völker» stattfanden, bezog Hitler den neuen, repräsentativen Berghof. Noch im November 1938 wurde Hitlers Anwesen in der britischen Zeitschrift *Homes & Gardens* als Landidylle gepriesen: «The Führer is his own decorator, designer and furnisher, as well as architect», war dort im unterwürfigsten Hofberichterstatton zu lesen. «Frauen Goebbels and Göring, in dainty Bavarian dress, arrange dances and folksongs, while the bolder spirits are given joy-rides in Herr Hitler's private aeroplane.» Zwei Jahre später legten *Herr Hitler's aeroplanes* die englische Stadt Coventry in Schutt und Asche.

Die Geschichte der vertriebenen Bergbauern ist klug ge-

wählt und erzählt. Weil sie einen starken Ortsbezug herstellt. Und weil sie den Opferbegriff ausdehnt. Hier kann sich fast jeder als potenzielles Opfer fühlen. Allerdings liesse sich die Lokalgeschichte auch andersherum erzählen, als Parabel der Verstrickung. Die Nazis kurbelten die lokale Wirtschaft an. Sie bauten unter anderem eine «kleine Staatskanzlei» bei Bischofswiesen, eine Kaserne, einen Flughafen in Ainring, einen Bahnhof, die «Adolf-Hitler-Jugendherberge», das Haus der «Hitlerjugend», eine Schule für den «Bund deutscher Mädchen» und die sensationelle Panoramastrasse aufs Rossfeld, damals zur Versorgung von Flugabwehrstellungen und Nebelwerfer-Anlagen gedacht. Die Bettenkapazität der Region stieg allein im ersten Jahr nach der «Machtergreifung» um zwei Drittel. Viele dieser Errungenschaften werden noch heute genutzt. Berchtesgaden war ein Mittäterort. Diese Geschichte der Nazi-Nutzniesserei wird seit jeher im Ort unter den Teppich gekehrt und taucht auch in der Ausstellung nur am Rande auf.

Wahrscheinlich wäre ein stärkeres Beleuchten der lokalen Mitläufer und Profiteure politisch einfach nicht durchzusetzen gewesen. Jahrelang spaltete die geplante Ausstellung den Ort. Als die US-Armee 1995 den Obersalzberg freigab, forderte eine Bürgerinitiative ein Dokumentationszentrum. Bis dahin wurde die Nazi-Vergangenheit, wenn überhaupt, fast ausschliesslich auf verharmlosende Weise in dicken Bildbänden und mageren Broschüren thematisiert. Dass viele Touristen diesen Schund kauften, wurde meist nicht als Problem gesehen, sondern als Bestätigung, dass sie den Kundengeschmack trafen. Diejenigen,

die sich für ein Dokumentationszentrum einsetzten, wurden als «Nestbeschmutzer» diffamiert. Widerstand kam auch aus völlig anderen Richtungen. Marion Gräfin Dönhoff warnte 1997 in der *Zeit*: «Die Sachverständigen, die die Dokumentation propagieren und die allen Ernstes glauben, sie würde zu einer Entmythologisierung Hitlers und der Nazis beitragen, sind im Grunde genauso gefährlich wie jene vielleicht gutwilligen Mitglieder der örtlichen Bürgerinitiativen, die eine Gedenkstätte oder ein Mahnmal am Obersalzberg errichten wollten. Denn das ist doch wohl klar: Die Dokumentationszentrale wird die Ewiggestrigen anziehen und den Platz für sie zur Weihestätte werden lassen.» Wer heute mit den Aktivisten von damals sprechen will, wird meist abgewimmelt. «Ich musste einen Schnitt machen», sagt einer, «sonst verfolgt mich dieser Streit bis an mein Lebensende.»

1999 öffnete das Dokumentationszentrum. Der Erfolg übertraf die Erwartungen, fast eine halbe Million Besucher kamen in den ersten fünf Jahren. Allein im Jahr 2004 waren es über 130'000 – zufällig genauso viele, wie 1951 zur Berghofruine kamen. Der seriöse Katalog ist ein Bestseller mit weit über 25'000 verkauften Exemplaren. Heute wirbt Berchtesgaden in Broschüren und auf Tourismusmessen mit der Ausstellung.

Um zu verstehen, wie es zum Meinungsumschwung in Sachen Dokumentationsstelle kam, ist es hilfreich, sich das ehemalige «Führersperrgebiet» als ein grosses Schachbrett vorzustellen. Wie drei geschickt platzierte Figuren bieten sich Dokumentationszentrum, Kehlstein und Hotel gegen-

seitig Schutz. Das Hotel ohne Ausstellung wäre ein Affront, die Ausstellung ohne Touristenströme eine finanzielle Belastung. Das Ganze basiert auf wechselseitiger Quersubvention: kulturelles Kapital auf der einen und finanzielles Kapital auf der anderen Seite. Zwei-Säulen-Modell wurde das genannt, aber eigentlich steht es auf drei Säulen. Denn die Dokumentation wird wiederum durch das Kehlsteinhaus abgesichert, dessen Pachteinnahmen in die Landesstiftung fließen. Und die fängt etwaige Defizite der Ausstellung mit bis zu 25'000 Euro pro Jahr auf. So sind die drei Orte untrennbar miteinander verschaltet: Das Luxushotel am «Göringhügel» soll Touristen in Bormanns Kehlsteinhaus locken, das wiederum die Dokumentationsstelle finanziell absichert.

Das Schachbrett des Gedenkens ist klug konstruiert, die Ausstellungs-dramaturgie umtanzt gekonnt die zentrale Zwickmühle. Sie entkräftet den Vorwurf der Nestbeschmutzung durch die Betonung der Bergbauern als Opfer. Und sie entzieht sich dem Vorwurf der Sensationsmache, indem sie den wichtigsten Täterort nicht mit einbezieht: Hitlers Berghof, das Fundament im Wald. Dieses Feld ist seit einem halben Jahrhundert unbesetzt.

Damit allerdings öffnet sich ein neues Dilemma. Das lässt sich erkunden, indem man den Besuchern folgt, wenn sie die Ausstellung verlassen. Immer wieder unterhalten sie sich über die nächstliegende Frage: Wo genau hat eigentlich der «Führer» gewohnt?

Berghof und Bunker

Ein älteres Paar verlässt das Ausstellungsgebäude und betritt das Schachbrett des Gedenkens. Sie haben die Wahl. Rechts führt der Fussweg zum Parkplatz, zur Bushaltestelle, zur Strasse, zum Wellness-Hotel. Links führt er hinab in den Wald. Hier liegt die dritte und schwierigste Ebene des Gedenkens: der böse Ort jenseits von Pädagogik und Pietät.

Das Paar geht in Richtung Wald, unsicher um sich blickend. Zuvor haben sie das Modell mit den Leuchtschaltern studiert. Nach etwa dreihundert Metern sind sie am Fundament von Hitlers Berghof. Sie stehen vor der moosbewachsenen Mauer. Doch ihre fragenden Blicke laufen ins Leere. Wie der Berghof aussah und was die Besucher damals fasziniert haben mag, bleibt unbeantwortet.

Wo aber Nachfrage besteht, gibt es auch ein Angebot in der Marktwirtschaft des Erinnerns: Tritt man aus dem Wald, steht man vor der *Hotel-Gami-Pension Zum Türken*, einem Gasthof im bayrischen Stil mit weit auskragendem Dach und roten Geranien auf den Baikonen. Friedlich liegt das Anwesen im milden Nachmittagslicht. In einer ausliegenden Werbebroschüre lautet der letzte Satz: «Das Hotel ‚Zum Türken‘ wird oft als Hitlers Berghof angesehen, weil man von den Fremdenzimmern den gleichen Blick nach Berchtesgaden und Salzburg wie vom Berghof aus hat.»

Auf der Terrasse des *Türken* drängten sich nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler bei «Führerwetter» Tausende von «Wallfahrern», die aus dem ganzen Reich mit

Sonderzügen zum «Heiligen Berg der Deutschen» pilgerten, um das «Häuschen des Volkskanzlers» zu sehen. Mit Ferngläsern versuchten sie, einen Blick auf den Privatmann Hitler zu erhaschen. Stundenlang warteten riesige Menschenmengen und riefen in Sprechchören: «Wir wollen unseren Führer sehen.» Frenetischer Jubel brach aus, wenn Hitler sich endlich zeigte. Manchmal schüttelte Hitler Hände, herzte Kinder oder bat eine Delegation zu sich herein. Hitler war ein Popstar, der Berghof seine Bühne. Sein Haus wirkte von innen luxuriös, von aussen bescheiden, die Terrasse oben friedlich, die Bunker unten kriegerisch, die Garage rechts modern, der Wald links antimodern. Wie verlockend diese Vieldeutigkeit nach wie vor ist, lässt sich im *Türken* noch heute erleben. «Historie und Gegenwart sind bei uns allgegenwärtig», lautet ein Werbespruch des Hotels. Das ist nicht übertrieben.

«Eingang Bunkeranlagen mit den Gefängnissen und den Schiessscharten des Reichssicherheitsdienstes», lockt eine Aufschrift am Parkplatz des *Türken*. Das Betreten kostet 2,60 Euro, Kreditkarten werden akzeptiert. Eine steile Wendeltreppe führt in den Bunker, der mit dem Berghof verbunden war. Ein Labyrinth mit Maschinengewehrnestern, Hundezwingern, Waschräumen. Die Wände sind beschmiert mit Hakenkreuzen und Parolen wie «Juda verrecke», dazu Trittsuren von Stiefeln bis in Brusthöhe. Pseudowissenschaftliche Erläuterungen sind mit schwarzer Farbe an die Wände gepinselt:

Hier sind Sie ungefähr zehn Meter unter der Erde. Wenn Sie die Treppe hinuntersehen, sehen Sie den ersten Maschinengewehrstand. Die drei Löcher sind 1 Sehschlitz und zwei Maschinengewehrscharten, es wäre unmöglich gewesen, gewaltsam einzudringen.

«Also eins sage ich euch, der Mensch war nicht dumm», ruft eine Frau zu ihrer Familie hinüber. «Wieso hat er dann den Krieg verloren?», fragt ein Enddreissiger mit rahmenloser Brille. «Das war doch eine jüdische Verschwörung», sagt die Frau. «Die ganzen grossen Konzerne gehören doch immer noch Juden», sagt ein Teenager, wahrscheinlich ihre Tochter. «Der hat sich wenigstens um die kleinen Leute gekümmert», sagt die Mutter. «Und die Autobahnen gebaut», ergänzt die Tochter. «Wir bräuchten wieder einen kleinen Braunen, der aufräumt», sagt die Mutter, nun etwas lauter. Ein paar Besucher schauen herüber, dann wieder weg.

«Heil Hitler», ruft sie schliesslich zum Abschied und hebt den linken Arm zum Hitlergruss. Das ist politisch und historisch nicht korrekt, es ist vor allem bedrohlich: Erinnerung ist vielschichtig und labyrinthartig und festigt offensichtlich nicht immer den demokratischen Grundkonsens, sondern kann ihn auch untergraben. Wer Erinnerungsorte sich selbst überlässt, nimmt solche Entgleisungen in Kauf.

Den vielleicht nachsichtigsten Kommentar zu Neonazi-Schmierereien schrieb der Schriftsteller Carl Zuckmayer in seinen Deutschlandbericht für das Kriegsministerium der USA im Jahre 1946: «Ich kenne das einsame Haken-

kreuz mit dem Wort ‚Rache‘ im Abort der Badeanstalt – aber ich möchte es wegwischen, ohne es allzu ernst zu nehmen.» Wieso also werden die Nazischmierereien im Keller nicht wenigstens entfernt? «Da wäre ich ja tagein, tagaus beschäftigt», erwidert schroff die Wirtin Ingrid Scharfenberg, eine zierliche alte Dame. Sie scheint diese Frage zu kennen.

Hotel ZUM TÜRKEN

Ein Holzbrunnen plätschert vor dem Gasthaus. Es wird Abend. Wer die *Hotel-Garni-Pension* besichtigen will, muss sich einmieten. Wer die Schwelle übertritt, wird mit jedem Schritt zu einem teilnehmenden Beobachter des wilden Gedenkens. Über der Eingangstür steht statt eines Haussegens eine sphinxhafte Frage:

Dies Haus ist mein u. doch nicht mein
beim Zweiten wird's nicht anders sein
Der Dritt und Vierte wandert aus
Den Fünften trägt man auch hinaus
nun sagt mir, wem gehört dies' Haus.

Dieser Denkspruch spielt auf die Geschichte des Hotels an. Bevor Hitler kam, logierte hier internationale Prominenz. Bekannte Namen zierten das Gästebuch: die Schriftsteller Thomas Mann und Peter Rosegger, die Sängerinnen Lilli und Lotte Lehmann, der Dirigent Wilhelm Furtwängler, der preussische Kronprinz Wilhelm. Der damalige Wirt Karl Schuster freute sich zunächst über das Geschäft mit

den trinkfrendigen Nazis und trat 1930 selbst in die NSDAP ein. Doch der Wirt wurde überwältigt von den Gästen, die er rief. Je mehr Uniformierte sich bei ihm einmieteten, desto mehr blieb die feine Gesellschaft aus. Ab 1933 wurde der Ton rauer. «Gibt es denn hier gar nichts mehr als Schwarze und Braune», soll der Wirt eines Abends geschimpft haben, «man lebt hier wie im Zuchthaus.» Das war zu viel. Die NSDAP-Ortsgruppe Berchtesgaden bezog vor der Pension Stellung und hängte Boykottplakate auf: «Nationalsozialisten, kein Deutscher betritt mehr dieses Lokal.» Karl Schusters Parteiausweis wurde eingezogen, dann kam er in «Schutzhaft», wurde von Martin Bormann zum Verkauf gezwungen und schliesslich aus dem Landkreis verbannt. Ein Jahr darauf starb er an einem Herzanfall, mit 58 Jahren. Der Reichssicherheitsdienst richtete im Hotel eine Kaserne ein, um Hitlers Anwesen zu bewachen. Wie der Berghof wurde auch der *Türke* 1945 zerbombt, dann von Soldaten und Anwohnern geplündert. Das Grundstück ging in den Besitz des Freistaates Bayern über, die Rückübereignungsprozesse zogen sich bis 1949 hin.

Seitdem serviert der Gasthof ein für Deutsche schwer verdauliches Allerlei. Nicht das Triumphgefühl des Adlerhorsts, nicht die Opferrolle der Bergbauern wie im Dokumentationszentrum, nicht das Vergessen wie im Wellness-Hotel. Hier geht es um den Wesenskern von Täterorten: die Verstrickung. Denn Täterorte sind immer auch Mittäterorte, sie stellen unangenehme Fragen an die Nachgeborenen. Fünfundneunzig Prozent der Besucher seien aus dem Ausland, sagt die Wirtin Ingrid Scharfenberg, eine

Enkelin des von den Nazis verfolgten Nazis. Sie ärgert sich, dass vor wenigen Jahren der *Platterhof* abgerissen wurde, um dem Parkplatz für die Dokumentationsstelle zu weichen. Durch den Widerstandsgeist ihrer Familie konnte mit dem *Türken* bis heute das einzige bewohnbare Gebäude aus der Hitlerzeit erhalten werden – weitgehend im Originalzustand, wie sie betont. Vor allem aber stört sie die Konkurrenz des Dokumentationszentrums, das mit seinen Schülerfreikarten die Preise für die Bunkerbesichtigung drücke. Allerdings möchte sie nicht, dass über ihr Haus berichtet wird. Das ist verständlich. Aber ein Hotel, das mit der Ähnlichkeit zu Hitlers Berghof kokettiert, gehört nicht nur seinen Besitzern. *Nun sagt mir, wem gehört dies Haus'?*

Ein muskulöser Landmann schleift eine Sense vor düsterer Bergkulisse. Das Bild hängt in Öl in der Hotellobby. Die Gästezimmer sind eng und penibel ordentlich. «Hotel zum Türken» ist auf die makellos weisse Bettdecke gestickt. In einer Schale liegen fünf rote Äpfel. Der Blick vom geraniengeschmückten Holzbalkon geht auf den sagenumwobenen Untersberg. Derselbe Blick, mit dem Hitler Mussolini und die anderen Gäste beeindruckte, wenn er per Knopfdruck das berühmte Panoramafenster im Berghof herunterfuhr, vier mal acht Meter gross.

Wer nachts sein Zimmer verlässt, fühlt sich fast wie der Wirt Karl Schuster: in einem Zuchthaus. Der lange Flur im Erdgeschoss, von dem aus man in Küche, Frühstücksraum und Bunker gelangt, ist mit einem schweren Eisengitter

verschlossen, auch die vordere Eingangstür wird immer verriegelt gehalten, um Neugierigen den Zutritt zu verwehren. «Privatgrundstück! Filmen und fotografieren verboten!», warnt draussen ein gelbes Schild. Fast als wäre die ehemalige Kaserne immer noch militärisches Sperrgebiet.

Die Hotelbar im Erdgeschoss ist verwaist. Im schummrigen Licht lagern schwere Sessel in akkurater Kreuzformation um niedrige Tische. Wen Gott lässt fallen in diese Sitzmöbel, der kommt so leicht nicht wieder hoch. In der Ecke über dem Fernseher hängt ein Bild von Hitlers Berghof. Genauso wie hier hat Hitler gewohnt, sagt das Ensemble.

Ein letzter Blick vom Balkon auf den Untersberg, in dem angeblich ein Kaiser schläft. Da ist er wieder, der Spuk. Im Wald flackern Lichter. Rein in die Stiefel, raus aus dem Hotel. Draussen ist es stockdunkel, es nieselt und riecht nach feuchtem Laub. Niemand ist zwischen den Stämmen zu sehen. Aber drei Grablichte stehen am Fundament von Hitlers Berghof, daneben eine gelbe Rose. Nach dem Erschrecken ein Triumphgefühl: Die Täter sind weg, aber der Spuk ist entzaubert. Zumindest scheint es so.

Bergfriedhof

Der nächste Morgen. Höflich serviert die Wirtin ein Frühstück mit Rührei und Speck. Lustloses Herumkauen auf Fragen ohne Antwort. Sollte man Anzeige erstatten gegen Unbekannt? Unsinn, Grablichte sind keine verfassungsfeindlichen Symbole. Lässt sich der Politvoodoo durch ei-

nen Gegenzauber bändigen? Bisweilen sind hier oben kleine Steinhäufchen zu finden, wie man sie auch auf jüdischen Gräbern findet. Eine hilflose Geste. Marion Dönhoff lag wohl falsch: Nicht die Dokumentation zieht Ewiggestrige an, sondern ihr Fehlen. Man sollte die Reste des Berghofs markieren mit einer Infotafel, fordern vor allem jüngere Berchtesgadener. So könnte der Ort entmystifiziert werden. Grablichte würden dadurch Signalcharakter bekommen. Andererseits wertet Aufmerksamkeit die kleinen Lichter auf, die sich mit den Kerzen gross aufspielen wollen. Die Hausmeister des Dokumentationszentrums sammeln regelmässig Blumen und Kerzen ein, vor allem an Wochenenden und an Festtagen des Nazikalenders. Sie entsorgen den Gedenkmüll unauffällig. Wer seine Entrüstung vorenthält, lässt Provokateure auflaufen. Damit folgen sie der umstrittenen Beobachtung des Zürcher Philosophen Hermann Lübbe, «kommunikatives Beschweigen» helfe beim Verheilen historischer Narben. Aber man könne es eben keinem recht machen, hatte gestern der Leiter des Dokumentationszentrums gesagt: «Wenn Sie das Fundament markieren, heisst es, Sie schaffen einen Wallfahrtsort. Wenn Sie das Fundament nicht markieren, heisst es, Sie schweigen die Geschichte tot.» So überlässt man das Fundament des Berghofs sich selbst – eine Leerstelle mit Ausrufungszeichen.

Zeit, nach Hause zu fahren. Die Rechnung bitte, für Schmudt, Zimmer neun. «Schmudt heissen Sie?», ruft eine Stimme aus der Küche. «So wie General Rudolf Schmudt?» Ein flinker Herr springt vom Tisch auf und

stellt sich vor als Wolfgang Illner von der Bezirksfinanzdirektion, auch der «Hausmeister des Obersalzbergs» genannt.

Das historisch Bedeutsamste an Rudolf Schmudt war wohl sein Tod. Beim Attentat am 20. Juli 1944 wurde er schwer verletzt, verlor ein Auge, starb Anfang Oktober. Als Generaladjutant der Wehrmacht gehörte er zum engsten Kreis um den Diktator. In Wehrmachtskreisen galt er als anständig und hielt den «Führer» für ein Genie. In den meisten Geschichtsbüchern taucht er allenfalls in Fussnoten auf. Nach seinem Tod sagte Hitler unter Tränen zur Witwe: «Sie erwarten wohl, dass ich Sie tröste. Aber Sie müssen mich trösten, denn es ist mein Verlust.» Ein Satz wie aus einem Hiderwitz. Auf Wunsch der Witwe kümmerte Hider sich persönlich um die Privatgebücker des Toten.

«Sind Sie der Sohn?», hakt der «Hausmeister des Obersalzbergs» nach. Was für eine Frage. Das hiesse, dass ich heute im Rentenalter wäre, nicht Ende Dreissig. Das wilde Denken ist seinem Wesen nach zeitlos, es kennt keine Jahreszahlen, nur Bilder, Träume, Mythen, würde ein Ethnologe vielleicht in seinen Block kritzeln. Ich dagegen ärgere mich, durch meinen Namen in Sippenhaft genommen zu werden. Ich ärgere mich doppelt, weil ich mich gleichzeitig geehrt fühle, als mittelbarer Teil der Weltgeschichte zu gelten.

«Wissen Sie, dass es in Berchtesgaden einen Gedenkstein für Schmudt gibt?» Nein. Er wurde am Invalidenfriedhof in Berlin-Mitte beigesetzt, nach dem Krieg wurde die Grabstelle beseitigt aus Angst vor Neonazis, erst nach langem Gezerre mit dem Bezirksamt wurde wieder ein

«Kissenstein» zugelassen. In Berchtesgaden kann es sich allenfalls um ein symbolisches Ersatzgrab handeln. «Das ist oben am Bergfriedhof. Ganz leicht zu finden. Da müssen Sie hin», sagt der Verwalter, «da können Sie Ihren eigenen Namen auf einem Grabstein lesen.» «Sein S' net so gschmacklos!», sagt die Wirtin.

Ein kurzer Umweg vor der langen Autofahrt nach Berlin. Vom Berghof zum Bergfriedhof ist es nicht weit. Über die SS-Bunker, runter ins Tal, am Nazibahnhof links. Die Bergwelt bietet eine grandiose Kulisse, Hoher Göll, Watzmann, Untersberg. Der Grabkerzenspender an der Aussenmauer der Kapelle sieht aus wie ein Zigarettenautomat und ist leer. Ich werfe trotzdem einen Euro ein. Der Weg führt zwischen den Gräberreihen hindurch, wie es der «Hausmeister des Obersalzbergs» erklärt hat. Ich überlege, wie viel dazu gehören mag, um aus einem Normalbürger ein Mitglied einer Mörderbande zu machen. Oder wie wenig. Dieser Gedanke ist gruseliger als jede Spukgeschichte. Hier gibt es keine Siegerpose, kein Mitleid, kein Vergessen. Ich krame nach Block und Stift, hier am Stein für den Bruder meines Grossvaters, und schreibe auf, was ich sehe.

Michael Rutschky

Im Kraft-durch-Freude-Bad

Prora

Komfortabel geleitet dich das weisse Städtchen Binz an das nördliche Ende seiner Strandpromenade, ein hinreichend breiter, kleinteilig gepflasterter Weg. Wir haben Winter, doch noch ist nicht Abend, und so braucht es kein Licht von den Laternen, die in regelmässigem Abstand aufgepflanzt sind. Ebenso regelmässig rechts und links Bäume, die man in einer Technik gestutzt hat, die «schneiteln» heisst – gleich stellt man sich darunter was vor, nicht wahr?

Rechts von der Promenade die Dünen, von Kiefern bewachsen, dahinter das Meer. Links wirst du lange von Restaurants und Hotels und Apartmenthäusern begleitet, aber dann beginnt dort ebenfalls ein Kiefernwald, der kleinere Hügel und flachere Schluchten überzieht: eine Darstellung der Insel Rügen im verkleinerten Massstab, wenn man so will, denn die Insel insgesamt besteht aus solchen Tälern und Hügeln, wie sie die Gletscher und die Tauwasserströme der Eiszeit zusammengebaut haben, vielfach mit Wald bewachsen, Kiefern (und Birken) aus dem ersten Baumbestand, nachdem das Land wieder frei lag.

Die Binzer Strandpromenade endet im Norden einfach mit ihrer Pflasterung. Ausserdem erhebt sich ein grün la-

ckierter Drahtzaun, und das Verbotsschild dahinter weist das Gelände als Campingplatz des Bundeswehr-Sozialwerks aus; man erkennt vereinzelte Wohnwagen unter den Bäumen, dauergeparkt, aber winterleer. Ein Wegweiser sagt in Blau und Weiss, dass man in dieser Richtung nach 30 Minuten unter anderem zu einem Grafik- und einem NVA-Museum gelangt – man kann den Spaziergang auf dem Dünenkamm fortsetzen, an dem Drahtzaun entlang, unter den Bäumen.

Oder man geht hinunter ans Meer und reiht sich ein in die Linie der Spaziergänger, die hier regelmässig unterwegs sind, auch im Winter. Am Strand nach Prora zu laufen, das ist ein Standardausflug für alle, die in Binz Ferien machen, zu welcher Jahreszeit immer. Der Strand, der die sanfte Krümmung der Prorer Wiek abschliesst, ist breit und von feinem hellem Sand bedeckt; im Sommer aalen sich hier die Sonnen- und Meerbader.

Ja, «heute gehen wir nach Prora», beschliesst man auch bei mehrfachem Aufenthalt in Binz immer wieder. Der Ausflug dauert lange genug, so dass er das Quentchen Arbeit enthält, welches die Wanderung von der blossen Flânerie unterscheidet, und ein bisschen Arbeit muss sein bei Ferien an der See. Man kann angeregte Gespräche über das Wetter führen, wie heute der Dunst am anderen Ende der Bucht Sassnitz verhüllt (oder wie erstaunlich klar man heute Sassnitz in allen Einzelheiten erkennt); dazu beschäftige ich mich gern mit dem Alterswerk, das ich nie schreiben werde und das *Die Farbe des Meeres* heisst.

Man ist am Strand (oder auf dem Dünenkamm) lange unterwegs, ohne dass der Koloss von Rügen sich zeigt

(den der Tourist unter diesem Namen zuerst als Luftbild zu sehen bekommt, eine Postkarte in dem Ständer der Andenkenläden). Was sich in der Ferne allmählich vor dem Spaziergänger aufbaut, das ist eine rote Ziegelmauer, die quer zum Strand verläuft. Sie erinnert eher an Ritterburg denn an Bäderarchitektur.

Aber wir gehen hier jetzt nicht weiter.

Wir fahren auf der Strasse von Binz nach Sassnitz und haben den Abzweig nach Bergen gerade hinter uns gelassen. Links ein Gelände mit Lagerhallen, die auch *Wolfgang's Fundgrube* beherbergen (anderswo macht sie mit ihren «Hammerpreisen» Reklame). Das Strassenschild, das geradeaus nach Neu Mukran und Sassnitz weist, zeigt rechtserhand nach Prora, das als «ehern. KdF-Bad» deklariert ist. Mit einem knallbunten Schild macht die Disko *Miami* auf sich aufmerksam, und die «Museumsmeile» bringt sich wieder ins Gespräch. Immer noch Kiefernwald, von Zäunen durchzogen, man ignoriert Schuppen und andere Zweckbauten und entdeckt wieder keine Spur des Kolosses von Rügen.

Wir ignorieren den Wegweiser zur «Museumsmeile», wir wollen nach Prora Nord. Da ist zunächst ein System von nummerierten Parkplätzen, die man auf schadhafte und gewundenen Wegen erreicht. Unser Parkplatz besteht einfach aus Sandboden, der Kassenautomat ist im Winter abgebaut. Ausser dem unseren stehen noch zwei andere Autos da; Prora Nord zieht keine Spaziergängerlinie von Neu Mukran herüber (wie Prora Süd von Binz), aber ein paar finden sich immer. Wenn man das Wäldchen verlässt, steht man endlich davor.

Prora Nord ist eine komplette Ruine. Keinerlei Bewirtschaftung belebt die vier Blocks, von denen zwei noch stehen, der Rest ist skelettiert oder zusammengebrochen. «Blocks» gibt ein falsches Bild: die Gebäude ziehen sich so endlos und so einförmig hin, dass das Auge sie zu gliedern verschmäht. Die Treppenhäuser, die hier auf der Landseite in regelmässigen Abständen vorspringen, schaffen keine eigene Gliederung, sondern verstärken den Eindruck monumentaler Endlosigkeit.

Gleichwohl strahlt die Ruine erhebliche Reize ab, wie die vielen Besucher lehren. Das Bauwerk ist *Fantasy* – hätte ich einen Enkelsohn, ich könnte mit ihm bei diesem Spaziergang den Tagtraum ausspinnen, hier sei das Raumschiff *Enterprise* eingeschlagen, sechs Decks blieben draussen, der Rest steckt in der Erde. Schon der nördliche Flügel des Kolosses von Rügen, nur unvollständig erhalten, erweckt die Überzeugung: dies Gebäude mit Leuten zu beleben sei ganz und gar undenkbar. Die Dimensionen deuten auf Ausserirdisches, den Ehrgeiz, vom Mond aus sichtbar zu sein oder so was. (Überhaupt besitzt das Nazitum eine tiefe Affinität zu *Fantasy*: Allein die Idee von der verborgenen Herrenrasse der Arier, die jetzt zur immerwährenden Herrschaft über den Planeten angetreten sei...)

Im jungen Menschen weckt das leere Monument Angriffslust: So sind hier alle Fensterscheiben zertrümmert; im Parterre und im ersten Stock behindern Spanplatten das freie Einsteigen. Bemerkenswerterweise zieht der Bau keine Scharen von Graffiti-Writern an; nur schüchtern gekritzelte Tags und Parolen wie «Hängt Daniel Küblböck» oder das altersgemässe «Penis» (das anderswo ein ebenso

lustlos gekritzelt «Eros» komplettiert). Später stossen wir auf «Paradiesruinenparty», in Einzelbuchstaben auf die Spanplatten der Fensterverkleidung gemalt – und in einem Haus ist die Tür programmatisch aufgebrochen; innen finden sich auf den Wänden richtig kunstvolle Pieces. Man ahnt, wie manisch tobend hier der junge Mensch eine Hausbesetzung versuchte – bloss bleibt das Haus so übermässig gross, dass auch der wildesten Party seine Belebung misslingt.

Mag sein, dass die «Paradiesruinenparty» Teil des Jugend- und Kulturfestivals war, das im Sommer 2003 – wie man im Archivmaterial nachlesen kann – als eine Art Woodstock, Friede Liebe Rock'n'Roll, den Nazigeist austreiben sollte. Aber hier weht kein Nazigeist. Die Anlage wurde nie fertiggestellt und zu jener Massenerholung genutzt, die Kraft durch Freude schaffen sollte, wovon der «Führer» sich einen besonderen Kriegswillen erhoffte; kein einziger Soldat aus den Tiefen des östlichen Raums erlangte hier samt seiner Familie den Willen zur Macht zurück, den die Kämpfe geschwächt hatten. Das Projekt wurde 1939 mit Kriegsbeginn weitgehend aufgegeben; die Arbeitskräfte brauchte man anderswo. Immerhin wurde der Rohbau fertiggestellt, den dann nach 1945 Flüchtlinge bezogen und den die Rote Armee teils sprengte – was eine Legende sein kann –, teils nutzte; auch wurde der Bau als Materiallager ausgebeutet. Schliesslich zog die NVA der DDR ein und machte ihn zur Kaserne. (Der «Führer» träumte übrigens auch von ausgedehnten Luftschutzkellern, die deutsche Städte gegen den Bombenkrieg immu-

nisieren sollten. Tagsüber ginge der deutsche Mensch – sofern er nicht an der Front kämpfte – seiner kriegswichtigen Arbeit nach; nachts schlief er unterirdisch in tiefem Frieden, während der perfide Brite, der plutokratische Amerikaner oben sinnlos ihre Bomben ablüden.)

Zur Orientierung. Wir haben auf dem Parkplatz 1 geparkt und können am Block 1 vorbei zum Meer laufen. Rechts eine pompöse Ruine, die zur so genannten Festplatz-Randbebauung gehört. In der Mitte zwischen den beiden Flügeln – Prora Nord und Süd – sollte auf diesem Platz eine riesige Halle stehen, die alle 20'000 Urlauber, denen man Nazi-Wellness verabreichen wollte, auf einmal versammeln könnte (zur Entgegennahme von «Führerrede» etc.). Keine Spur davon; stattdessen Krüppelkiefern und Dünenbewuchs. Die Ruine – es muss sich um den Parallelbau zur Disko *Miami* auf der anderen Seite des Festplatzes handeln (Symmetrie kennzeichnet eine auf Machtausdruck erpichte Architektur) –, die Ruine hat, wie alle Ruinen grösseren Ausmasses, was Römisches, «die Thermen des Caracalla». Das machen die roten Ziegel, in denen der Rohbau neben Beton ausgeführt wurde, sowie der Baukörper selbst, der, wie die Nazi-Architektur insgesamt, antiken Vorbildern folgte. Mir wurde nicht klar, ob die Ruine einfach ein nicht fertig gestellter Rohbau ist oder sich den legendären Sprengarbeiten der Roten Armee verdankt, die nach 1945 angeblich die ganze Anlage beseitigen wollte, dann aber davon abliess. Dasselbe gilt für die Ruinen, in die im Norden, Richtung Neu Mukran, die Anlage ausläuft, unter denen ein skelettiertes Gebäude hervorsteht, an dem der Kenner die Konstruktion in Stahlbeton bewundern kann (ausserdem findet sich eine handge-

malte Inschrift in kyrillischen Buchstaben, in der man ohne Mühe eine Kombination ausmacht, die gewiss «Prora» bedeutet). Hohe Gitterzäune umgeben die Ruinen; Betreten strengstens untersagt, mahnen Verbotstafeln des Bundesvermögensamtes Rostock, Lebensgefahr. Dass die Tafeln in Schwarzweissrot gehalten sind, die alten Reichsfarben, wird nur den Verschwörungstheoretiker beschäftigen.

Aber wir bleiben unten, am Strand, in den das Gegenstück zu der roten Kaimauer hineinragt (Symmetrie!), die der Spaziergänger aus Binz drüben als erstes Anzeichen des Prora-Kolosses erblickt. In wohlgestalteten weissen Grossbuchstaben hat hier der junge Mensch ein Graffito aufgemalt: «Her mit dem schönen Leben». Bloss ist unklar, wie es sich hier ansiedeln sollte?

Der Strand bleibt hell und schön. Vergnügt stapfen die Spaziergänger dahin. Ein Vater erklärt seinem Sohn die Feinheiten der kaufmännischen Kalkulation. Ein Liebespaar klaubt Muscheln auf und studiert fromm die feinen Zeichnungen, die zarten Farben. Die endlose Reihe der leeren Fenster, mit denen sich der Koloss über den Kiefernwipfeln zeigt – unten ein gelber Streifen Strandhafer: alles sehr geschmackvoll – hat etwas Unglaubliches. Seit wann baut man solche Vorortsiedlungen in solcher Grösse? Warum haben sie die Bewohner verlassen? Herrscht Krieg?

«Was wir heute in den Trümmerhaufen und Ruinenfeldern der antiken Welt als wenige noch aufragende Kolosse bewundern», schrieb der «Führer», «sind nicht einstige Geschäftspaläste, sondern Tempel und Staatsbauten; also

Werke, deren Besitzer die Allgemeinheit war. Selbst im Prunke des Roms der Spätzeit nahmen den ersten Platz nicht die Villen und Paläste einzelner Bürger, sondern die Tempel und Thermen, die Stadien, Zirkusse, Aquädukte, Basiliken usw. des Staates, also des ganzen Volkes ein.»

Dass es Prunk ist, was wir an dem «ehern. KdF-Bad» wahrnehmen, dass die heiteren Spaziergänger sie noch in ihrem Ruinenwert als grossdeutsches Staatsdenkmal bewundern, das möchte ich bezweifeln. Der Krieg ist unwiderruflich vorbei, wie uns gerade diese Ruinen unwiderleglich demonstrieren, die eine überdimensionierte Reichenhaussiedlung als staatliche Heldentat vorführen wollen.

Man kann von Prora Nord nach Süd durch die Heide Landschaft hinüberwandern, die den zentralen Festplatz überwuchert. Aber wir kommen, an einem der nächsten Tage, mit dem Auto. Dichtes nasses Schneien.

Hier sind die Parkplätze asphaltiert, hier funktioniert der Kassenautomat. Hier sind weit zahlreicher Besucher unterwegs, denn dies ist der Teil des Kolosses, der museal ebenso wie gastronomisch bewirtschaftet ist. Hier findet sich endlich das *Miami*, «Rügens grösste Diskothek», in einem Querbau, der schon das *Theater Putbus* beherbergt hat. Die Menge der Reklameschilder verführt zum Abschreiben:

Sieben Erlebnisbereiche / Cocktailbar / Restaurante / Bistro / Tanzbar / Billardbar / Biergarten. Partytermine November / Girl's Club/Main Area Party: P. on the Turn Table / Lari Fari: Partyspass mit DJ Majse / Black Floor: DJ

Brösi in the Mix. Fischerklausur / Futterern wie bei Müttern. Frauenparkplatz. Youth hostel. Prora Tierreich. KdF-Museum / NVA-Museum. Kunsthof 1. Galerie für aktuelle Künste. Proradies. Der zweite Blick. Der weite Blick. Café Blickwinkel. One world camp Prora. Döner / Anatolischer Grill / Rostbratwurst. Bild im Bau J. Kuschel. Offenes Atelier Blau-Orange.

Allerdings darf dieser Wirrwarr keineswegs den Eindruck erwecken, hier überwuchere ein fröhlicher Dschungel von Nutzungsversuchen hemmungslos den Koloss. Zwar wuchert es in der Tat bunt und mächtig; doch im Übrigen steht der allergrösste Teil leer und schweiget und erweckt auch hier, im bewirtschafteten Teil, den Eindruck, nie und nimmer werde er sich erfolgreich beleben und erschöpfend nutzen lassen. Mit jenem Enkelsohn, den ich nicht habe, könnte ich auch den Tagtraum entwickeln, dies sei die verlassene Kommandobrücke, von der aus einst das Raumschiff Erde gesteuert werden sollte, gegen den Willen seiner Bewohner.

Vor allem stehen unter den Nutzungsversuchen die Museen hervor – richtig, hier erstreckt sich die «Museumsmeile». In dem Querbau, wo die Disko residiert, ist auch das *Dokumentationszentrum Prora* untergebracht. Weissgekalkte, mit Neon hell ausgeleuchtete Räume, in denen Schautafeln die Geschichte erzählen. Was «Kraft durch Freude» war – von vielen Eltern und Grosseltern kann man sich noch erzählen lassen, wie sie dank dieser Organisation tatsächlich in den Dreissigern ihre allererste Urlaubsreise unternahmen. Wie die «Volksgemeinschaft» der Nazis – ihre spezielle Version der klassenlosen Gesellschaft – die Volksgenossen mit sozialen und kulturellen Wohltaten

überschüttete (während gleichzeitig ...). Wie neben Prora weitere solcher Massenseebäder geplant waren (in Antizipation des Massentourismus, der seit den Fünfzigern alle geeigneten Orte überzieht?). Dass der Architekt von Prora Clemens Klotz hiess und eigentlich kein richtiger Nazi-Architekt war – so gehört zu den Vorbildern Hans Poelzigs IG-Farben-Haus in Frankfurt am Main, ein Prachtstück der Architekturmoderne –, in der Tat, man sieht die Ähnlichkeit sofort (allerdings hat Clemens Klotz auch die Ordensburg Vogelsang in der Eifel gebaut, ein Prachtstück der archaisierenden Nazibaukunst).

Das Dokumentationszentrum wird von der *Stiftung Neue Kultur* betrieben, die sich seit 1992 systematisch Gedanken über die Nutzung der Anlage macht. Einer der Initiatoren ist Jürgen Rostock, der 1992 auch die erste grosse Studie über den Koloss von Rügen veröffentlicht hat. Die Ausstellung ist seriös, sachlich korrekt am Stand der Forschung orientiert, um Aufklärung und Desillusionierung derer bemüht, die immer noch an diesem und jenem Guten im Nationalsozialismus festhalten möchten (und die eine solche Ausstellung vermutlich meiden).

In permanenter und schriller Konkurrenz dazu befindet sich – ein paar hundert Meter weiter die «Objektstrasse» hinunter – das KdF/NVA-Museum in der *KulturKunststatt Prora*, das sich ein westdeutscher Unternehmer namens Kurt Meyer als Hobby leistet und das – nach dem Prinzip der Pizza Alles Drauf – in der 5. Etage von einem Wiener Kaffeehaus mit Grinzinger Weinlaube und Schönbrunner Kaffeestüberl sowie dem Panoramasaal Silberreier getoppt wird. (Auch die Etymologie von *KulturKunststatt*

verdiente eine Betrachtung. Ist das «-statt» einfach dasselbe wie «-Stätte»? Oder ist der manische Unternehmer Meyer der Alternativkultur der Siebziger verpflichtet, als es «Stattautos» und «Stattbücher» gab im Sinne von «anstelle von»? Statt der Nazi- und NVA-Anlage Kultur und Kunst? Gleichfalls eine Übung in Exorzismus, die man oben bei einem Grossen Braunen gemütlich ausklingen lassen darf?)

Während das *Dokumentationszentrum Prora* sich auf Schautafeln, Audio- und Videodokumentationen beschränkt und keine Originalobjekte mit Aura präsentiert, quillt das *KdF/NVA-Museum* davon über. Das Modell von Clemens Klotz' Anlage in 18 Metern Länge. Modelle des Standardgeschirrs, auf dem den Volksgenossen serviert werden sollte. Eine Illustriertenseite zu Willy Birgels neuem Film ... *reitet für Deutschland* ...

Aber die Hauptsache ist natürlich die Nationale Volksarmee, die hier kaserniert war. (Ihretwegen, um den internationalen Klassenfeind beim Ausspionieren zu behindern, war die Strasse von Binz nach Sassnitz, die wir eben heraufgekommen sind, komplett gesperrt. Wer seinerzeit von Binz nach Sassnitz wollte, musste kilometerlange Umwege bewältigen.) Hier gab es eine Offiziershochschule *Otto Winzer* für befreundete ausländische Militärkader; eine militärtechnische Schule *Erich Habersaath*, ein Urlaubsheim *Walter Ulbricht* (man kann einen Werbeclip bewundern, in dem Mutti, frisch im Heim eingetroffen, heiter das Fenster auf die Ostseelandschaft öffnet und die frische Luft hereinlässt – die guten Gaben des ersten Arbeiter- und Bauern-Staates auf deutschem Boden an seine braven Bürger).

Hier steht mit den Objekten, dem Essgeschirr und den Übungsschiessgeräten, den Uniformen der verschiedenen Grade und den Standardausrüstungen ihrer Dienstzimmer, der Sammlung von DDR-Kameras und anderer technischer Geräte – hier steht dicht im Raum die Nostalgie. Ein dicker alter Mann mit grauen Locken studiert die Schulterklappen der verschiedenen Offiziersgrade, die auf eine Schautafel montiert sind; ein junger Skin vertieft sich in die Tafel mit den Kampfflugzeugen. «Die Lampe kommt mir bekannt vor!», ruft Mutti, «da werden Erinnerungen wach.» Vor dem Mannschaftsraum will sie von ihrem Männe wissen, ob er während seines Wehrdienstes wirklich in *solchen* Stockbetten geschlafen habe?

Keine Frage, dem Enkelsohn, den ich nicht habe, würde dies Tohuwabohumuseum weit mehr Vergnügen bereiten als das strenge Dokumentationszentrum mit seiner Schautafel-Didaktik. Allenfalls würde er quengeln, weil die Schauräume vergittert sind und er die Schaustücke nicht befingern darf – enthält die runde Blechdose dort immer noch, was draufsteht, Butter- Rum-Gebäck? Und neben dem verstorbenen Hans Müller, dessen im Fernsehraum liebevoll mit einer lebensgrossen Fototafel gedacht wird, weil sein Lebenswerk das NVA-Museum gewesen sei, würde sich das Kind gewiss gern ablichten lassen, eine Fratze schneidend. (Hans Müller trägt auf der Fototafel ein grellgrünes Sakko, den Hemdkragen über dessen Kragen geklappt, ein «Schillerkragen», wie ihn einst der Dresscode der Arbeiterbewegung vorschrieb.)

Man kann das inkorrekt finden, wie hier die DDR-Nos-

talgie gepflegt wird (und noch inkorrekt, wie sich bei diesem und jenem Besucher Nazi-Nostalgie dazwischen mischt). Mehr-minder feinen Osttrotz meint der Westler im Mienenspiel des Personals zu erkennen, das die Tickets verkauft und Aufsicht führt – und der Westler erinnert sich an einen NVA-Leutnant, der ihm einst en detail darlegte, wie die Nationale Volksarmee der DDR der Bundeswehr in jeder Hinsicht überlegen war; im Felde unbesiegt brach der Sozialismus zusammen, und hier darf sich, wer mag, an seinen soldatischen Anstrengungen noch einmal ergötzen und in Siegesphantasien schwelgen.

Andererseits passt dies inkorrekte Museum samt seinem *Wiener Kaffeehaus* und den kuriosen Sonderausstellungen mit Hobbykunst und Hobbysammlungen («Zigarrenraritäten») so surrealistisch genau in diese Anlage, als hätte der Weltgeist selbst das Arrangement erfunden, um den Stand der Dinge angemessen darzustellen.

Ich sollte noch erzählen, dass nebenan ein drittes Museum existiert; das habe ich aber nicht geschafft. Und dann gibt es die schöne *Grafik-Sammlung Vogel*, die ich vor Jahren, bei einem anderen Aufenthalt, besichtigt habe. Seltsam nehmen sich die edlen Blätter an den Wänden dieser Räume aus, die Kaserne ebenso wie Krankenhaus und sogar Gefängnis sein könnten – damals fiel mir die Brille herunter und zerbrach auf dem Betonboden, aber der Optiker in Binz klebte sie nach allen DDR-Regeln der Kunst wieder zusammen.

Wer sich in das Archivmaterial vertieft, was alles mit

dem Koloss von Rügen nach 1990 schon geplant war, kommt zu dem Schluss, dass kein Plan klappen kann. Weder der Verkauf im Ganzen, der Umbau zu Ferien- und anderen Wohnungen, der Umbau zu einer Kleinstadt mit eigenen Freizeit- und Bildungseinrichtungen. Noch der Verkauf und Umbau in Stücken, die dann irgendwie wieder sinnvoll zusammengesetzt werden müssten durch infrastrukturelle Massnahmen. Dass eine Stiftung das Ding übernehmen soll, klingt nach der Patentlösung, aus der nichts folgt. Und auch zum Abriss, von dem schon die Rede war, wird es vermutlich nicht kommen; man würde doch den Touristen eine Sehenswürdigkeit und den Einheimischen Arbeitsplätze rauben.

So ragt der Koloss irr und sinnlos und teilbewirtschaftet aus Rügen heraus und zieht sommers wie winters zahllose Besucher an. Gewiss werden wir beim nächsten Aufenthalt wieder einen Spaziergang nach Prora unternehmen.

David Pfeifer

Am Marine-Ehrenmal

Laboe

Das «Laboe-Paket» ist etwas ganz Besonderes in der deutschen Gedenklandschaft, überraschend unverkrampft, unschuldig: Es umfasst eine kleine Haf Rundfahrt in Kiel, den Eintritt in das historische U-Boot U 995, den Eintritt zum Marine-Ehrenmal Laboe, dem ewigen Andenken an 155'000 tote Seeleute aus zwei Weltkriegen geweiht. Und schliesslich gibt es noch ein Fischbrötchen für den Rückweg. Diese «Förderfahrt nach Laboe» wird nur während der Sommersaison angeboten, von Mai bis September. Das Komplettpaket kostet siebzehn Euro. Kinder, die sich bestimmt besonders freuen, hierhin mitgeschleift zu werden, zahlen etwas weniger. An einem kalten Septembertag, dem letzten möglichen Termin in diesem Jahr, steigen ein Dutzend Besucher am Hafen auf die Fähre und brechen auf. Mit dem Gedenkpaket in eine rostende Vergangenheit.

Um Laboe zu besuchen, muss man erst mal nach Kiel. Das unterstreicht den Charakter des Opfergangs, den das ganze Unterfangen hat. Denn Kiel ist keine Reise wert. Nicht einmal eine kurze. Die Stadt wurde im Zweiten Weltkrieg wegen ihrer strategischen Bedeutung fast ausgelöscht. Was man danach aufgebaut hat, wirkt auch heute noch wie has-

tig zusammengehauen. Das Unterhaltungsprogramm beschränkt sich auf ein *CinemaxX*-Kino, ein paar Kneipen und unregelmässig stattfindende Veranstaltungen wie den «Gesprächskreis Fussball» im Rathaus, 6. Stock, Raum 604.

Kein Wunder, dass der Kieler *Tourist Information e.V.* mit einem Ausflug nach Laboe wirbt, obwohl der Besuch von Ehrenmälern als Erholungsprogramm normalerweise nur was für beinharte Militaristen oder geschundene Schulklassen sein dürfte.

Für einen Kieler erscheint der Besuch als eine Art Folter, weil die meisten Einheimischen das Ehrenmal seit früher Jugend kennen. Doch manchmal schwingt auch ein bisschen Stolz mit, wenn ein Kieler einem Fremden den Weg erklärt. So wie mancher Nürnberger sich als Fan des Reichsparteitagsgeländes erweist, wenn man ihm erst mal ideologische Straffreiheit in Aussicht stellt. Vielleicht liegt dieser Stolz auch darin begründet, dass Kiel seine grosse Zeit hatte, als der Rüstungswahnsinn im Ersten und Zweiten Weltkrieg seinen Höhepunkt erreichte. Ein fragwürdiger Ruhm, das wissen die Kieler selbst, aber besser als heute schien es allemal gewesen zu sein.

Die Überfahrt von Kiel nach Laboe dauert etwa eine halbe Stunde, vorbei an allerlei alten und neuen Werften. Der Kapitän spricht Worte des Bedauerns durch die Bordlautsprecher darüber, dass die wirtschaftliche Bedeutung der Hafenanlagen immer mehr schwindet. Es geht vorbei an dem kleineren Denkmal Möltenort, er richtet zu Ehren der

gefallenen U-Boot-Soldaten aus beiden Weltkriegen. Nach so viel maritimer Schwermut wirkt der Landgang am Ehrenmal von Laboe geradezu erfrischend.

Wer mit der Fähre in Laboe angelegt hat, kann gar nicht mehr falsch laufen. Das Ehrenmal ragt links vom Anleger, etwa einen Kilometer entfernt, 72 Meter hoch über den Sandstrand, wie ein erhobener Zeigefinger. Wenn man sich darauf zubewegt, hat man immer das Gefühl, schon kurz davor zu stehen. Ein Effekt wie in den Bergen, die man auch näher vermutet, als sie eigentlich sind, weil nichts in der Sicht steht, was einem hilft, die Distanz einzuordnen. Das Örtchen Laboe ist sonst recht flach. Kaum höher als ein Fischbudenhäuschen.

Das Ehrenmal steht, um seine Wirkung noch zu erhöhen, auf einer kleinen Erhebung, die Norddeutsche womöglich schon als Hügel bezeichnen würden. Die Anhöhe war zur Kaiserzeit ein Geschützstand, der den Marinehafen gegen eindringende Schiffe verteidigen sollte – der Panzerturm Laboe. Aufgrund des Versailler Vertrages wurde die Festung nach 1918 gesprengt und die Ruinen grösstenteils beseitigt. Wo einst der Geschützturm stand, liegt heute die Weihehalle des Marine-Ehrenmals.

«Es will eine Ewigkeit stehen, und deshalb muss es zeitlos, klar und allen verständlich sein», hatte der Schöpfer des Ehrenmals, der Düsseldorfer Architekt Gustav August Münzer, seine Absichten beim Entwurf in der *Zeitung Kie-ler Neueste Nachrichten* zu Protokoll gegeben.

Aber gerade an der Verständlichkeit fehlt es seit der Erbauung ein bisschen. «Oft wird von Fremden gefragt, was dieser Turm vorstellen soll», hiess es bereits 1935 in demselben Blatt. «Der eine sieht darin den Steven eines Wikingerbootes, der andere den Rammsporn eines Panzerschiffes oder eines U-Boot-Turmes, ein dritter ein versteinertes Segel, bei besonderer Beleuchtung kann man auch an eine lodernde Flamme denken.» Adolf Hitler meinte später, es ähnele einem «verkehrt herum gestellten Schiffsbug». Und das waren nur die Missverständnisse in Bezug auf die optische Wirkung. Ideologisch hat sich das Ehrenmal bis heute deutungssperrig gehalten.

Der Himmel ist heiter bei der Fährfahrt, die Stimmung gut. Das Publikum, das von der Fähre zum Ehrenmal schlenkert, ist so gemischt wie im Kaufhaus zur Vorweihnachtszeit. Schülergruppen mit Rucksäcken sind dabei, Kriegsveteranen im Rollstuhl, Pärchen, die ihre Freizeitkleidung im Partnerlook gewählt haben. Die Jüngeren kommen her, weil ihre Lehrer sonst keine bessere Idee hatten, was sie im Geschichtsunterricht machen sollen. Viele Ältere sind hier, einen Kranz im Arm, bedächtig, gebeugt, manchmal mit einem Gesichtsausdruck, der wie zu Hause vor dem Spiegel gramgeübt wirkt. Man sieht ihnen sofort an: Sie sind hier, um zu trauern. Sie trauern um gefallene Kameraden und manchmal auch um das eigene Leben, das vom Krieg nicht beendet, aber doch überschattet wurde. Um eine Jugend, die so viel schwerer war als die der Rucksackträger, die missmutig in Gruppen durch die Anlage schlurften. Hier

treffen sich vor allem ganz Alte und ganz Junge. Gedenken, Anteilnahme, Neugier und Gleichgültigkeit mischen sich schon am Eingang auf das Merkwürdigste.

Links vom Ehrenmal liegt das U-Boot 995, wie gestrandet in der falschen Zeit. Wer das ganze «Laboe-Paket» gebucht hat, geht zuerst in diese Richtung. Ein Grossvater zeigt seinem Enkel die Stätte seines früheren Wirkens. Normal grosse Menschen stossen überall an. Wer keine Platzangst hat, kann sich nach fünf Minuten vorstellen, wie es wäre, welche zu haben. Aber der kleine Junge rennt im gestreckten Lauf von einem Ende des U-Bootes zum anderen. Dazwischen drückt er an allen Reglern, die er zu fassen bekommt, springt in die Schlafkojen, rüttelt an den Türen, bis sein Grossvater ihn zur Ordnung ruft.

Eigentlich gehört das U-Boot nicht zum Ehrenmal. Es gilt als separates «Technikmuseum». Doch nicht die Technik steht im Vordergrund, sondern die seelische Einstimmung der Besucher. «Darum lasst uns noch einen verlöten, vielleicht sind wir morgen schon flöten», ging ein bordeigenes Trinklied auf U 995. Die permanente Nähe des Todes meint man heute noch riechen zu können. Die stählerne Gruft wirkt wie eine Vorkammer, die auf das Mahnmal einstimmen soll und die Besucher zur Demut mahnt.

Hundert Meter weiter liegt das Gelände des Ehrenmals. Auf dem Weg hinauf zum Hügel ein kleiner Platz mit kleinen Gedenksteinen anderer Nationen, gruppiert um eine riesige Schiffsschraube. Ein Stein der japanischen Kriegs-

marine, der die gefallenen Soldaten der Deutschen ehrt, steht neben der Gedenktafel der US-amerikanischen U-Boot-Flotte, die an die 374 Offiziere und 3'131 Soldaten erinnert, die im Zweiten Weltkrieg von Deutschen abgeschossen wurden. Die Tafel allerdings umschreibt ihren Tod mit der Formulierung, dass sie immer noch im Einsatz sind – «Still on patrol». Die Inschrift überliefert, dass die Männer «kämpfend untergegangen sind und ihre Kameraden, die sie überlebten, dem grausamen Feind einen furchtbaren Preis für ihren Tod abverlangt haben, um sie zu rächen»: ein schwacher Trost fürs Sterben.

Vor dem Turm liegt der «Ehrenplatz», von einem Säulenkranz umsäumt. Hier drehte sich früher das Geschütz, das Herzstück vom «Panzerturm Laboe». Wer über den Platz läuft, hört ein eigenartig kurzatmiges Echo. Die Schritte hallen wider, als würde man von etwas verfolgt, das man aber nicht sehen kann, weil es sich immer mitdreht, wenn man sich zu ihm umwenden will.

Am Samstag, den 30. Mai 1936, am Vorabend des Jahrestages der Schlacht am Skagerrak, eröffnen die Nazis die Weihehalle, später Gedenkhalle genannt, mit einem Staatsakt. Sie haben Tribünen errichtet, Hakenkreuzflaggen flattern in der steifen Brise vom Meer. Auf dem Turm weht die Reichskriegsflagge.

«Kein Grabmal ist das Deutsche Marine-Ehrenmal. Es ist ein Mahnmal», sagt der Bundesführer des *Nationalsozialistischen Deutschen Marinebundes*, Fregattenkapitän

a. D. Ernst Hintzmann in einem Interview mit den *Kieler Neuesten Nachrichten*: «Es ist das deutsche Mahnmal daran, dass Deutschland nicht nur erdverbunden, sondern auch seeverbunden sein muss, dass wir unsern Anteil am freien Meer zu fordern ein Recht haben ...»

Adolf Hitler schreitet hinter einem grossen Kranz her, begleitet von Generalfeldmarschall Werner von Blomberg und Generaladmiral Erich Raeder. Letzterer hält eine Rede, die er an den «Führer» und seine Kameraden richtet. «Wir bringen die Empfindungen, die in diesem für die Marine historischen Augenblick unsere Herzen erfüllen, zum Ausdruck, indem wir rufen: Des deutschen Volkes Führer Adolf Hitler, der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht, unser deutsches Volk und Vaterland: Sieg Heil!»

Hitler hat an diesem Tag nicht gesprochen. Er hat überhaupt nie eine Rede gehalten am Marine-Ehrenmal und es auch nur dieses eine Mal zur Einweihung besucht. Angeblich gehörte es nicht zu seinen Lieblingsbauwerken, er soll es später als «Kitschprodukt» bezeichnet haben. Sein Propagandaminister Goebbels nannte es einen «geschmacklosen Koloss». Diese Kritik wurde später von den Betreibern als wichtigster Beleg bemüht, dass das Marine-Ehrenmal politisch unbedenklich ist. Und dass es legitim sei, den Bau weiter zu benutzen.

Kein Wort, dass der Totenkult, der hier gepflegt wird, genau derselben Ideologie entspringt, die die Nazis für ihre Kriegszwecke nutzen sollten. Wer hier genannt wird, ist

nicht verloren – er erlangt Unsterblichkeit. Ein Trost, den auch Hitler und seine Helfer den Soldaten einige Jahre später versprochen, als sie diese in den Zweiten Weltkrieg schickten.

Vom Eingang aus führt eine Tür, an der ein Eisernes Kreuz prangt, in Richtung Turm. Im Erdgeschoss hängen drei Spruchtafeln an der Wand, aus unterschiedlichen Jahrzehnten. Die erste Tafel stammt aus der Zeit der Grundsteinlegung, 1927. Auf ihr ist zu lesen:

FÜR DEUTSCHE SEEMANNS-EHR'
FÜR DEUTSCHLANDS SCHWIMMENDE WEHR
FÜR BEIDER WIEDERKEHR

1954 kam eine weitere Tafel hinzu:

DEM GEDENKEN
ALLER TOTEN
DEUTSCHEN
SEEFÄHRER
BEIDER WELTKRIEGE
UND UNSERER
TOTEN GEGNER

Später erweiterten die Betreiber die Tafeln um eine Hauptbotschaft:

GEDENKSTÄTTE
FÜR DIE AUF SEE
GEBLIEBENEN

ALLER NATIONEN
MAHNMAL
FÜR EINE
FRIEDLICHE SEEFAHRT
AUF FREIEN MEEREN

So wirken die Tafeln Stück für Stück immer mehr wie Ausreden, wie Ablenkungsmanöver, die eine friedliche Gesinnung in den Vordergrund rücken, wo es doch seit 1936 ununterbrochen um eines geht: um Soldatenehre und den damit verbundenen Totenkult.

Im nächsten Raum des Ehrenmals werden die gefallenen deutschen Marine-Soldaten und die verschiedenen Schiffe und deren Gattungen aufgelistet. Es fehlt jede Einordnung, in welcher Kampfhandlung oder mit welchen Opfern auf der Gegenseite das einherging. Es sieht ein bisschen aus wie in Stein gehauenes *Schiffe versenken*.

Noch einen Raum weiter wird an die Grundsteinlegung durch Admiral a. D. Reinhard Scheer im Jahr 1927 erinnert. Darüber prangt ein Ölgemälde, das die Schlacht am Skagerrak zeigt. Bei dieser Seeschlacht im Ersten Weltkrieg kämpften über 70 britische gegen mehr als 100 deutsche Grossschiffe. Die Deutschen siegten. 6'784 Briten kamen um, 3'039 Deutsche. Strategisch war dieser Erfolg kaum von Bedeutung, die Niederlage im Ersten Weltkrieg konnte er nicht abwenden, trotzdem wird seit bald einem Jahrhundert darüber gestritten wie um das Tor von Wembley. Die Schlacht am Skagerrak war vor allem geeignet,

einen Heldenkult um Admiral Scheer zu begründen, der den Vorstoss geleitet hatte. Sie eignete sich ausserdem zur Ehrenrettung. Denn bald darauf kam es zur Meuterei von ganzen Flottenteilen, die zum Ende des Ersten Weltkriegs unweit des Ehrenmal-Standortes in Kiel ausgebrochen war und den Zusammenbruch des gesamten Militärs einleitete. Danach galt die Marine bis zur Nazizeit als verkommene Truppe, mitschuldig am Untergang des Kaiserreichs.

Auch um diese Schande zu tilgen, hatten ehemalige Marinekameraden bereits Anfang der zwanziger Jahre die Idee, eine Gedenkstätte zu bauen, in der es selbstverständlich um die Helden vom Skagerrak ging und nicht um die Meuterer, die einem rückblickend vielleicht als vernünftiger erscheinen mögen. Bis heute ist das so geblieben.

Am 8. August 1927 legt Reinhard Scheer selbst, der Held vom Skagerrak, die Uniform mit Orden übersät, von Fahnenträgern umringt, den Grundstein für das Marine-Ehrenmal. Ringsum liegen immer noch die Trümmer des ehemaligen Panzerturmes von Laboe. Inmitten der Uniformierten, Witwen und Neugierigen steht etwas verloren das Modell des Ehrenmales in Modelleisenbahngrösse.

Gedemütigt durch die Niederlage im Ersten Weltkrieg und die daraus resultierenden Verträge von Versailles, planten die Kriegsveteranen das Ehrenmal, um «für die im Weltkrieg gebliebenen Kameraden ein würdiges Denkmal zu schaffen». Die Marinekameraden hatten die Hoffnung aufgegeben, durch die Gesellschaft geehrt zu werden, und

nahmen diese Aufgabe selber in die Hand. Die Veteranen planten das Mahnmal auf eigene Faust und sammelten Geld. Es ging ihnen nicht darum, die Schrecken des Krieges zu verdeutlichen, sondern dem Verlust der vielen Menschenleben, der Kameraden einen Sinn zu geben. «Nach-eifern müssen wir den Toten», so der Marinedekan Friedrich Ronneberger bei der Grundsteinlegung:

Helden, gefallen im Ringen
Um Deutschlands Ehre und Sein,
Nie wird ihr Name verklingen
Geheiligt soll er uns sein!

Die Vorstellung, dass die Männer nur gestorben sind, weil sie zur falschen Zeit am falschen Ort waren, schien unerträglich. Soldaten wurden zu Helden, Pech wird in Bestimmung umgedichtet. Und daraus wiederum ergibt sich ein Auftrag für die nachfolgende Generation. Der Marinepfarrer wurde noch deutlicher:

Wir Toten fordern als unser Recht
Die alte Treue vom neuen Geschlecht.

Die toten und die überlebenden Kameraden bildeten nach dem Ersten Weltkrieg weiterhin eine Gemeinschaft. Denn Tote wie Veteranen schienen dasselbe Schicksal zu teilen: Je klarer den Veteranen wurde, dass sie sich nicht mehr in die Zivilgesellschaft integrieren liessen, desto attraktiver wurde für sie auch der nationalsozialistische Totenkult:

Keiner stirbt umsonst! Sie konzipierten das Marine-Ehrenmal von Anfang an so, dass es den Tod der Soldaten als notwendiges Opfer für die Gemeinschaft, als Heldentat feiert – egal, wie fragwürdig die Ziele gewesen sein mögen, denen das Opfer diente. *Wir Toten fordern als unser Recht die alte Treue vom neuen Geschlecht.*

In diesem Geiste finden auch Admiral Scheer und die Schlacht am Skagerrak einen Ehrenplatz im Ehrenmal, und sie hängen auch fast achtzig Jahre später noch hier, umsäumt von frischen Kränzen, von denen kein einziger den Verlust ziviler Seeleute betrauert.

Von der Halle mit den Kränzen, dem Admiral und dem Ölgemälde führt ein Lift hinauf auf den Turm, den Zeigefinger. Von dort oben auf dem Aussichtsbalkon sieht das U-Boot 995 aus wie eine blecherne Zigarre, die jemand an den Strand geworfen hat. Der Schatten des Turmes reicht fast bis ans Wasser. Innen ist er hohl, als dokumentierte er die Abwesenheit von etwas. Genau wie die grosse unterirdische «Gedenkhalle», die man nur durch den Sockel des Turmes erreichen kann. Eine Treppe mündet in einen langen Gang, an dessen Wänden weitere Kränze hängen. Zum Beispiel: «Den toten Kameraden von U 995 zu Gedenken».

Etwa hundert Schritte führen in einen runden Raum, unter dem Platz mit dem merkwürdigen Echo, wo einst die kaiserlichen Geschütze standen. Wie eine Opferstätte des Seekrieges ist diese Krypta angelegt. Ein kleines rundes Deckenfenster lässt kaum genug Licht durch das dicke

blaue Glas, um den ganzen Raum zu erleuchten. Es herrscht ohrenbetäubende Ruhe. Flaggen und Kränze umsäumen die Mitte des Raumes, der mit Kordeln abgetrennt ist. Auch hier: Dokumentiert wird die Abwesenheit, das Nichts. An die Stelle der Kameraden und des Krieges ist eine grosse Lücke getreten, die nun seit vielen Jahrzehnten liebevoll gepflegt wird. *Kein Grabmal ist das Ehrenmal*, heute so wenig wie 1936. Es geht nicht um Tod, sondern um Ruhm.

Die Halle wirkt wie eine Begegnungsstätte der Überlebenden. Sie halten die Erinnerung frisch und pflegen damit ein Trauma.

Psychologen definieren ein Trauma als Erlebnis, das im Gedächtnis präsent bleibt, das nicht über die Jahre durch das Vergessen verblasst und nicht von anderen Erlebnissen überlagert wird. Man kann sich daran erinnern, als wäre es gerade erst geschehen. Ein Trauma umklammert den Betroffenen wie eine Eisenkralle. Es macht ihn zu einem Gefangenen der eigenen Erinnerungen.

Man kann sich gegen ein Trauma wehren, es aufarbeiten, aber die betroffenen Männer sind zu alt, als dass sie jemals professionelle Hilfe gesucht hätten. Stattdessen treffen sie sich in regelmässigen Abständen, um sich planmässig in die Vergangenheit zu begeben, die eigentlich vergangen sein sollte.

Vielleicht zieht es sie auch her, weil sie eine Zeit beschwören, in der es nicht um Kreditabzahlungen, Krankenversicherungen und Prostata-Beschwerden ging. Eine Zeit, in der die Konflikte furchtbar, aber überschaubar wa-

ren und die eigene Lebenslinie durch eine grosse Aufgabe gezeichnet wurde, wenn auch nur die, für das Vaterland zu sterben. Ein bisschen Leidensstolz schwingt mit in den Erläuterungen. Man kennt das ja, von den eigenen Grosseltern. Und man kann es ihnen kaum übelnehmen.

Am 30. Mai 1954 ist es wieder so weit: Zum dritten Mal wird am Ehrenmal gross gefeiert. Der *Deutsche Marinebund* bekommt vom Bürgermeister von Laboe, den die Briten als Treuhänder eingesetzt hatten, das Ehrenmal zurück.

Nach dem Krieg war es beschlagnahmt worden und sollte wie andere Denkmäler nationalsozialistischer oder militaristischer Prägung gesprengt werden. Nach langen Debatten im britischen Parlament wurde im September 1946 entschieden: Das Ehrenmal soll bleiben. 1952 hatte sich der Marinebund neu gegründet, zwei Jahre später konnte man das Ehrenmal zum dritten Mal einweihen.

«Es wurde ohne jeglichen nationalsozialistischen Einfluss gebaut», betonte Vizeadmiral a. D. Hellmuth Heye, später der erste Wehrbeauftragte der Bundesrepublik. Um Missverständnissen vorzubeugen, lieferte er die neue Sinnstiftung gleich mit. Das Ehrenmal sei «eine Art Signalturm zur Vorwarnung, dass nach wenigen Reisetunden in östlicher Richtung der freie deutsche Bereich und damit der Einfluss des freien Europa aufhört». Man widmete das Marine-Ehrenmal weiterhin dem Krieg – nun eben dem «Kalten Krieg», der in den fünfziger Jahren geführt wurde.

Das Ehrenmal blieb auch in der Nachkriegszeit beliebt. Vier Bundespräsidenten kamen zu Besuch und legten Kränze und Blumen nieder. Seitdem sind Stadtverwaltung, Marinebund und prominente Besucher bemüht, den Ort politisch unverdächtig erscheinen zu lassen. Aber das Fahrwasser des U-Bootes unter den Gedenkstätten bleibt tückisch.

U 995 zum Beispiel erreichte 1972 seinen letzten Liegeplatz am Ehrenmal, nachdem die Norweger es als Zeichen der Aussöhnung zurückgegeben hatten. Doch zu den ersten Besuchern des Technikmuseums gehörte ausgerechnet Grossadmiral a. D. Karl Dönitz, der unter anderem die U-Boot-Einsätze im «Dritten Reich» kommandiert hatte – ein verurteilter Kriegsverbrecher.

Derlei Anekdoten bringen die Verantwortlichen immer wieder in Erklärungsnot. Das Kieler Innenministerium verstieg sich 1982 sogar zu der Behauptung, das Ehrenmal sei eigentlich gar keine Gedenkstätte. Es sei eine Fremdenverkehrsattraktion, ähnlich einem Freizeitpark.

Hintergrund dieser gewagten These war eine Provinzposse, in der die Gemeindeverwaltung von Laboe versuchte, eine Aufwandsteuer zu erheben, weil jährlich mehr als eine halbe Millionen Gedenkenträger durch die Wege der Gemeinde trampelten. Der Marinebund weigerte sich zu zahlen. Doch einmütig protestierten die beiden Kontrahenten, Gemeinde und Marinebund, schliesslich dagegen, dass «das Laboer Ehrenmal in die Nähe eines Vergnügungsparks gerückt wird». Sie legten ihren Streit bei.

Es gab andere Menschen, die den Ernst der Anlage genauso sahen, allerdings aus einer ganz anderen Richtung: In den neunziger Jahren stritten sich Denkmalschützer mit der Stadt, ob man den Opfern – *allen* Opfern des Zweiten Weltkriegs – nicht gerechter werden könnte mit einem ganz anderen Mahnmal: dem U-Boot-Bunker «Kilian».

In «Kilian» liessen die Nazis im Zweiten Weltkrieg U-Boote, vor Luftbombardement geschützt, von Zwangsarbeitern bauen. Nach dem Ende des Krieges sprengten die Engländer «Kilian» teilweise, doch die Anlage erwies sich als so massiv, dass sie bis heute in den Kieler Hafen hineinragt. Bereits seit 1986 veranstaltete der *Mahnmal Kilian e.V.* Führungen, die die Grausamkeiten der Kriegsmaschinerie und der Zwangsarbeit verdeutlichten. Die «Kilian»-Schützer wollten den Bunker als Gegenstück zum Ehrenmal erhalten. 1999 jedoch unterlag der Verein in der Diskussion, ob der Ausbau der Hafenanlagen weiter durch den Bunker verhindert werden könne. Die Landesregierung Schleswig-Holstein hob den lästigen Denkmalschutz auf. Kurz darauf sprengten Spezialisten die ehemaligen «Kilian»-Türme, trugen ab, was abzutragen war, und schütteten den Rest mit Sand auf. «Kilian», der Schandfleck, musste weg, das Ehrenmal blieb.

Um diese Verdrängungsmechanismen sichtbar zu machen, hatte 1986 der Kieler Journalist Hannes Hansen in einer polemischen Streitschrift den Vorschlag gemacht, das Ehrenmal als «Marine-Phallus» vom amerikanischen Künstler Christo verhüllen zu lassen: «Packen Sie den Phallus ein, Herr Christo», schrieb Hansen, «ziehen Sie

ihm ein Präservativ über, einen Männerschutz, der uns einige Zeit schützt vor männlichen Zwangsvorstellungen.» Christo wollte nicht helfen, aber Hannes Hansen hat bis heute Besuchsverbot im Marine-Ehrenmal – worauf er stolz ist.

Wer aus der dämmrigen Krypta der Gedenkhalle die Treppe auf der anderen Seite hinaufsteigt, gelangt in die Ausstellung, die den Rundgang abschliesst. Hier geht es um die grossen Seeschlachten und Flottenverschiebungen der vergangenen Jahrhunderte. Klar, ein bisschen Meeresforschung und zivile Seefahrt ist auch dabei, aber vor allem geht es um Krieg.

Die Mehrzahl der Schaubilder berichtet von grossen Siegen und strategischen Meisterleistungen, von Heldentaten und Rückschlägen. Die Erfolge der Kriegsmarine stehen dabei im Vordergrund, was sicher damit zu tun hat, dass der *Marinebund* die Anlage nun mal finanziert und sich die Gelegenheit nicht nehmen lässt, ein paar richtig schöne Spulen Seemannsgarn abzuwickeln. Tenor der Ausstellung: Meistens haben wir gewonnen, und wo wir nicht gewonnen haben, waren die anderen unfair. Oder Hasenfüsse und Landratten waren schuld.

Während das Ehrenmal in Deutschland immer noch umstritten ist, haben Amerikaner, Briten, aber auch viele andere Nationen sehr viel weniger Probleme mit den Umständen, unter denen es entstanden ist und eingeweiht wurde. Es finden regelmässig Kranzniederlegungen anderer Kriegsmarinen statt. Allerdings macht man es den aus-

wärtigen Besuchern auch leicht: Im hauseigenen Prospekt wird die Kranzniederlegung durch Adolf Hitler nicht einmal erwähnt.

Auch in dem Buch «Für die Ewigkeit, zeitlos, klar ...», das der ehemalige Fregattenkapitän Dieter Hartwig geschrieben hat und das die Errichtung und die Entwicklung des Ehrenmals akribisch beschreibt, wird nur lakonisch erklärt: «Die überregionalen Tageszeitungen berichteten zwar vom Staatsakt der Einweihung, ein Bild gab es aber nur in der regionalen Ausgabe des *Völkischen Beobachters*. Auch dies ist ein Hinweis auf die Distanz des NS-Regimes zu diesem Ehrenmal...»

Das hätten sich die Macher des *Völkischen Beobachters* sicher nicht träumen lassen, dass eine Erwähnung in ihrem Propagandablatt viele Jahre später als Beweis für die nationalsozialistische Unverdächtigkeit eines Bauwerks herhalten könnte.

Der Rundgang endet an einem kleinen Souvenirstand. Hier gibt es T-Shirts mit dem Aufdruck «U 995», den Turm als Bastelbogen aus Papier und Tassen mit dem Logo von «Marinebund» und «Marine-Ehrenmal».

Der Ausflug ist fast zu Ende, das «Laboe-Paket» für siebzehn Euro aufgebraucht. Bleibt nur noch das Matjes-Brötchen an einer der Buden unten an der Uferpromenade, zwischen U-Boot und Anleger. Es schmeckt ganz gut.

Aber es bleibt ein fader Nachgeschmack. Denn es fehlt so viel Gedenken im Pauschalpaket. Die Erwähnung der Zivilisten zum Beispiel, die im Ersten Weltkrieg starben, weil deutsche U-Boote vor England nicht auftauchen woll-

ten, um die eigene Tarnung nicht zu gefährden, und einfach alles torpedierten, was sie orten konnten. Und kein Wort darüber, dass es geschichtlich betrachtet auch ein Segen sein kann, eine Schlacht, einen Krieg verloren zu haben.

Steht es einem Unbeteiligten überhaupt zu, so etwas zu schreiben? Kann jemand, der nach der NS-Zeit geboren wurde, der vom erwirtschafteten Wohlstand der älteren Generationen profitiert hat, der nie in einem Krieg sein Leben riskieren musste, überhaupt urteilen über so eine Einrichtung? Kann man als junger Mensch richtig einschätzen, um was es hier wirklich geht? Vielleicht nicht.

Man erkennt diese Schwierigkeit auch an der Schülergruppe, die sich vor dem Souvenirstand gegenüber dem Ehrenmal herumdrückt. Ein etwa zwölfjähriger Junge steht mit seinem Klassenkameraden etwas abseits von den anderen, denen die Langeweile schon aus den tiefsitzenden Hosentaschen zu quellen scheint. Der Junge dokumentiert seine Verehrung für die Comic-Serie *Die Simpsons* mit einem bedruckten T-Shirt. Das ist interessant, weil mit ziemlicher Sicherheit gesagt werden kann: Zehn von zehn *Simpsons-Fans* sind *keine* Neonazis. Trotzdem macht er seinem Kumpel, der sich gerade in die Reichskriegsflagge wickelt, die es dort zu kaufen gibt, ein bedenkliches Angebot: «Fünf Euro, wenn du die auf dem Schulhof trägst und dabei ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ singst.»

Die Jungs haben hier offenbar alles falsch verstanden.

Das mit dem Ehrenmal, das kein Grabmal sein soll, aber auch kein Freizeitpark. Falsch verstanden haben sie aber vor allem das mit der «alten Treue vom neuen Geschlecht». Das könnte das Problem dieser Generationen sein. Oder das des Ehrenmals.

Annett Gröschner

Auf Carinhall

Schorfheide

Fährt man auf der B 109 von Berlin kommend Richtung Norden, nimmt die Dichte der Besiedlung von Kilometer zu Kilometer ab, Schönerlinde, Schönwalde, Basdorf, Wandlitz, Klosterfelde, Zerpenschleuse, Gross Schönebeck, danach kommt eine Weile nur noch dichter Wald – die Schorfheide. In den Strassendörfern entlang der Fernverkehrsstrasse sind die Häuser wie Perlen an Schnüren aneinandergereiht, die Reihen nur durchbrochen von den Kirchplätzen, deren Gotteshäuser, je nach Alter, aus Feldsteinen oder Ziegeln sind. Die meisten Gemeinden haben die nach der Wende reichlich geflossenen Fördermittel dazu genutzt, Verbundsteinwege mit scheusslichen Bogenlampen zu säumen, die wahrscheinlich irgendeiner EU-Norm genügen. Zwischen Fachwerk- und Ziegelsteinbauten aus friderizianischer oder der Gründerzeit gibt es immer wieder architektonische Zeugnisse des Nationalsozialismus wie die Post in Wandlitz und solche der DDR wie die Polizeischule in Basdorf. In Klosterfelde weist ein Leuchtkasten auf eine Reparaturannahmestelle für DDR-Waffen hin. Laufen hier zweifelhafte Personen mit Kalaschnikow über die Dorfstrasse und tragen sie über der Schulter zur Reparatur? Oder werden nur Suhlet Jagdwaffen angenommen?

Zu DDR-Zeiten hatte ich ein tiefes Misstrauen gegen den Brandenburger Wald. Hinter jeder Kieferschonung war Militärisches Sperrgebiet. Betreten verboten, Zuwiderhandlungen werden bestraft. Die Schorfheide war nach zehn Jahren als Sonderjagdgebiet seit 1964 Militärforst und bekannt für die darin ausgerichteten Staatsjagden, auf denen Regierungsgäste und Diplomaten in den Wald um das Schloss Hubertusstock geladen wurden. Es gab unzählige Witze darüber, und hinter vorgehaltener Hand erzählte man sich von den Treibern, die das Wild an die richtige Stelle trieben.

Die Schorfheide war Jagdgebiet schon seit den Askaniern. Den passionierten und hochwohlgeborenen Jägern ist zu verdanken, dass sich heute hier ein dichtbewaldetes Biosphärenreservat erstreckt und nicht gerodetes Gebiet wie in der nahegelegenen Uckermark. Kaiser Wilhelm II. liess sich hierher zum Jagen tragen oder mit der Bahn zu seinem 1890 errichteten und im Volksmund «Kaiserbahnhof» genannten Bahnhof Werbellinsee fahren. Das zugehörige Jagdschloss Hubertusstock war unter dem preussischen König Friedrich Wilhelm IV in der Zeit von 1847 bis 1849 im bayrischen Stil errichtet worden. Nach der Abdankung des Kaisers teilten sich in den zwanziger Jahren Reichspräsident von Hindenburg und sein politischer Gegner, der preussische Ministerpräsident Otto Braun, ein Sozialdemokrat, das Jagdgebiet. Seinem Nachfolger, Hermann Göring, war Hubertusstock nicht repräsentativ genug. Er hatte Grösseres vor.

In Gross Schönebeck liegt an der B 109 linkerhand ein Gebäude, das exemplarisch für die Bauweise unter dem Na-

tionalsozialismus steht. Ein hohes Dach mit Schleppegauen, das den Bau zu erdrücken scheint. Rechtwinklig sich anschliessende torartige Häuser bilden mit dem Hauptgebäude einen offenen Innenhof, der an einen Appellplatz erinnert. Heute als Schule genutzt, wurde das Haus 1936 als Sitz der *Stiftung Schorfheide* gebaut. Der Gedanke, die Schorfheide zum Naturschutzgebiet zu erklären, war entgegen der noch heute landläufigen Meinung keine Idee der Nationalsozialisten, auch wenn die Hege und Pflege des Waldes Bestandteil der nationalsozialistischen Blut- und Boden-Ideologie war und der für die Schorfheide zuständige Oberlandforstmeister Dr. Erhard Hausendorff 1934 stolz verkünden liess: «Das deutsche Volk ist waldverbunden wie kein anderes. In die grosse Tier- und Pflanzengemeinschaft des deutschen Waldes gehört der deutsche Mensch mit seinem Denken und Trachten hinein.» Schon unter dem preussischen Ministerpräsidenten Otto Braun hatte es das erste preussische Naturschutzgesetz gegeben, durch Polizeiverordnung vom 12. April 1930 wurde das 37'000 Hektar grosse ehemalige Hofjagdgehege zum Naturschutzgebiet erklärt.

Im Entwurf des Gesetzes zur Gründung der *Stiftung Schorfheide*, das am 1. April 1936 in Kraft treten sollte, hiess es unter Paragraph 1: «Es wird unter dem Namen Naturschutzgebiet Göringheide' eine rechtsfähige Stiftung mit dem Sitz in Berlin errichtet.» Die Stiftung sollte «der Erholung des deutschen Volkes und seiner Führer dienen, sowie im Sinne des Reichsnaturschutzgesetzes die Naturverbundenheit und Liebe zur Natur, vorwiegend bei der grossstädtischen Bevölkerung erwecken». Das Gebiet um-

fasste 56'000 Hektar, die heute zum Biosphärenreservat Schorfheide-Chorin gehören.

Den Namen «Göringheide» liess man aus heute nicht mehr nachvollziehbaren Gründen fallen, allerdings wurde Hermann Göring am 5. Februar 1936 Ehrenbürger der Gemeinde Gross Schönebeck. Erst im Juli 1998 beschloss die Gemeindevertretersitzung einstimmig, Göring die Ehrenbürgerwürde wieder abzuerkennen. Nach dem Krieg hatte man andere Probleme, später geriet die Tatsache in Vergessenheit, es gab auch kein Ehrenbürgerbuch, in das er sich eingetragen hatte und aus dem man ihn hätte streichen können.

Der Bürgermeister Kai-Alexander Moslé sah diesen Akt als Beginn der Auseinandersetzung der Schorfheidegemeinde mit ihrer Vergangenheit inmitten eines Staatsjagdgebietes, in dem sich die Diplomatie getreu Görings Auffassung traf: «Bei der Pirsch lassen sich Probleme oft leichter lösen als am grünen Tisch.» In naher Zukunft war an ein Dokumentationszentrum gedacht, bis dahin sollte ein Runder Tisch die Geschichte aufarbeiten. Allerdings fusionierte die Gemeinde am 26. Oktober 2003 mit Finowfurt zu dem künstlichen Gebilde Schorfheide. Der neue Bürgermeister hat seinen Amtssitz im 17 Kilometer entfernten Finowfurt.

Will man etwas über die Schorfheide und ihre historische Entwicklung erfahren, muss man sich vor Ort mit dem ehrenamtlich betreuten *Museum Schorfheide* in einem alten Jagdschloss zufriedengeben, das die deutsche Geschichte aus der Sicht von Jägern dokumentiertem höchst bizarrer Blickwinkel. Hier erwirbt sich der Politiker gröss-

te Lorbeeren, der die kapitalsten Hirsche geschossen hat: Kaiser Wilhelm II., der preussische Ministerpräsident Otto Braun, die Reichspräsidenten Friedrich Ebert und Paul von Hindenburg und die im Museum so genannten «H. Göring, E. Honecker und G. Mittag». Von letzteren haben auch zwei kapitale Hirschgeweihe den Weg an die Wand gefunden. Der Ehrgeiz des Ersteren war massloser: «la-Hirsche behielt sich H. Göring selbst vor, lb-Hirsche mit mindestens 20 kg Geweihgewicht für seine Jagdgäste.» An den Wänden und in den Vitrinen dominieren Alben mit tanzen den Hirschen, Fotos mit Titeln wie «3 Muffel in der Landschaft» und Auszeichnungen preisgekrönter Zuchthunde («Ehrenpreis des Reichsjägermeisters für den Sieger bei der Verbandsjugendprüfung der Jagdhunde in Mühlentbeck 1940 für den Deutsch-Drahthaarrüden Cuno von Sonnenberg»). Weitere Ausstellungsstücke: Forstuniformen; handgemalte Propagandaschilder aus DDR-Zeiten («In der DDR gehört die Jagd dem Volke. Heute jagen hier die Mitglieder der Jagdgesellschaft Joachimsthal, 14 Arbeiter, 10 Bauern, 12 Angestellte und Angehörige der Intelligenz»); die Regimentsfahne der 150. Kampfgruppenhunderttschaft des Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebes Gross Schönebeck mit ihrem Banner «Für vorbildlichen Einsatz 13.8.1961» – vom Holzeinschlag ging es geradewegs zum Bau der Mauer.

Auch eine 1992 ausgegrabene Marmorsäule von Görings Waldhof Carinhall hat Eingang ins Museum gefunden. Unkommentiert steht sie neben einem Plan des Anwesens vor seiner ersten Erweiterung in unmittelbarer

Umgebung der Speisekarten Kaiser Wilhelms und seines Jagdgefolges.

Will man etwas über den Waldhof Hermann Görings erfahren, lohnt der Weg in die Schorfheide nicht. Dazu reicht es, das überaus akribisch recherchierte Buch *Görings Reich. Selbstinszenierungen in Carinhall* von Volker Knopf und Stefan Martens zu lesen. Übrig geblieben sind von den Hauptgebäuden nichts als ein paar Steine und Betonbrocken, die in den letzten sechs Jahrzehnten mit der Natur Symbiosen eingegangen sind. Der historische Erkenntnisgewinn ist angesichts des wieder aufgeforsteten Waldes dürftig.

Man kann sich aber mit dem Hinweis auf Erholungsbedürftigkeit auf den Weg machen. 57 Kilometer sind es von Berlin bis zum Grossen Döllnsee. Zu Görings Zeiten war der Weg zur Landenge zwischen Wuckersee und Grossem Döllnsee in den offiziellen Karten nicht eingezeichnet, bis 1990 das gesamte Gelände für Spaziergänger gesperrt.

Zehn Kilometer hinter der Ortschaft Gross Schönebeck gelegen, hundert Meter hinter der Einfahrt zur Revierförsterei Rarangsee, liegt die Waldschule Döllnsee des Amtes für Forstwirtschaft Eberswalde. Hier können sich Kinder und Jugendliche auf einem Naturlehrpfad über das «Vernetzungssystem hügelbauender Waldameisen am Beispiel der Kleinen Kahlrückigen Roten Waldameise», die drei Grundtypen der Wurzelsysteme (Senkerwurzel, Pfahlwurzel, Herzwurzel) oder die Frassbilder von Buchdrucker und Kupferstecher informieren. Kennt man sich mit den heimischen Säugetierarten gut aus und lässt man auf dem Weg durch den Wald keinen Abfall ausserhalb der dafür

vorgesehenen Behälter liegen, kann man das Abzeichen der «Naturwacht-Jugend» erwerben. Aber mit den heimischen Säugetierarten ist das so eine Sache: Bei Kleiner Huftisennase, Zwergspitz- und Rötelmaus, Feldhase und Wildschwein ist da kein Zweifel. Was aber ist mit Wisent, Mangalitzza-Wollschwein, Mufflon und Przewalski-Pferden?

Die Pläne Görings (der sich seit Juli 1934, als Entschädigung für den Verlust des Preussischen Innenministeriums durch die Zentralisierung der Polizei, Reichsforst- und -jägermeister nennen durfte) waren ehrgeizig: Durch Umsiedlung von Bauerndörfern und die Rückzucht ausgestorbener Tierarten sollte die Schorfheide zum Germanenforst entwickelt werden. Dabei kam Göring entgegen, dass im Juli 1934 südlich des Jagdschlusses Hubertusstock eine der ältesten germanischen Siedlungen dieser Gegend ausgegraben worden war, Entstehung um 1000 v. u. Z. «Seit jener frühesten Zeit lässt sich die Geschichte der Bevölkerung dieses Gebietes in ihrem engen Zusammenhang zur Geschichte des Waldes verfolgen, so dass die Schorfheide ein besonders schönes Beispiel der Verknüpfung von Blut und Boden, einer waldeingesessenen deutschen Bevölkerung mit ihrer schönen Landschaft darstellt», schrieb der preussische Forstbeamte und spätere Geschäftsführer der *Stiftung Schorfheide*, Oberlandforstmeister Erhard Hausendorff, nach der Ausgrabung durch den Staatlichen Vertrauensmann für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer in der Provinz Brandenburg, Professor Unverzagt. Hausendorff fiel allerdings bald in Ungnade bei Göring, weil er

dessen Plan, ganze Dörfer der Schorfheide in den deutschen Osten umzusiedeln, ablehnte. Die Schorfheide sollte nach dem Willen des Reichsforstmeisters «von forstfremden Elementen» gesäubert werden. Die Idee wurde bald wieder fallengelassen, Hausendorff aber 1940 ins Forstamt Hangelsberg strafversetzt. Am 10. Juni 1936 hiess es in einem Brief an den Herrn Ministerialrat Liebenow: «Der Herr Ministerpräsident hat erklärt, dass er an eine Aussiedlung der Dörfer in der Schorfheide nicht denke. Diese Dörfer sollen aber nur noch dem Zwecke der Unterbringung von Waldarbeitern und sonstiger für die Forstverwaltung der Schorfheide nötigen Betriebe, z. B. kleiner Wirtschaften, die sich mit Holzabfuhr beschäftigen, dienen. Dieser Zustand der Dörfer soll allmählich angestrebt werden. Insbesondere soll verhindert werden, dass sich Fabrikanlagen oder Erholungshäuser Privater dort ansiedeln.» Der Ministerpräsident selbst hielt sich mit den zahlreichen Erweiterungen seines Waldhofes Carinhall nicht an seine eigenen Anweisungen.

Am 10. Juni 1934 eröffnete Göring das erste Wisentgehege, Teil des *Natur- und Urwildparkes Schorfheide*, in dem in einer zoologischen Versuchsstation erstmals in der Schorfheide beheimatete Tierarten, wie Elch, Wisent, Wildpferd, Biber und Fischotter, wieder angesiedelt werden sollten. Im Gegensatz zum Elch gelang die Wiederansiedlung des Wisents. Oberlandforstmeister Hausendorff schrieb in seinem Bericht vom 11. Juli 1934: «So war es wirklich der letzte Augenblick, der wahrgenommen werden musste, um die wenigen europäischen Wisente, die wir

noch haben, aus der engen Hege Zoologischer Gärten herauszuführen in grössere Wildbahnen und zu versuchen, auf dem Wege der Verdrängungszucht über den amerikanischen Bison – ein Weg, zu dem gerade uns Deutsche unsere eigene Kenntnis der Vererbungsgesetze befähigt – dem europäischen Wisent eine grössere Grundlage zur Erhaltung der Art zu schaffen.... In dieser Zucht müssen alle Tiere ausscheiden, die züchterisch nicht gebraucht werden; das sind einmal die überzähligen männlichen Stücke, die meist zahlreich anfallen, und alle diejenigen weiblichen Stücke, welche zuviel Bisonblut haben. Hier verbindet sich die Jagd mit der Tierzucht! Es wird in der Schorfheide für politische Gäste des Staates Gelegenheit gegeben werden, von Zeit zu Zeit ein Stück Wisentwild, das züchterisch nicht mehr gebraucht wird, aber eine sehr erstrebte Jagdbeute darstellt, unter jagdlich hervorragenden Bedingungen in einem urwüchsigen Walde zu erlegen.» Das Wisentgehege in der Schorfheide blieb bis 1945 erhalten. Nach Kriegsende wurden sämtliche Gehegetiere erschossen. Heute wird die Tradition der Schaugehege im *Wildpark Schorfheide* fortgeführt.

Es ist nicht so, dass in der Schorfheide die frühere Existenz des Waldhofes Carinhall verschwiegen würde. Gleich an der Einfahrt zur Waldschule dient ein Findling als Wegweiser: Carinhall, 3,8 Kilometer. 2,6 Kilometer weiter hat sich sogar jemand bemüht, den Weg in Frakturschrift zu weisen.

An diesem Sonntag hat sich eine Jagdgesellschaft am

Rastplatz der Waldschule eingefunden. Die Hunde wittern Wild und zerren an den Leinen. Die Jäger nippen an ihren Glühweintassen und reden über ihre Autos, die ordentlich aufgereiht auf den Parkplätzen vor einer alten Diesel tankstelle aus DDR-Zeiten stehen. Ein Grossteil der Bebauung entspricht dem, was der Oberlandforstmeister Hausendorff in einem Schreiben an die Landesforstverwaltung vom 11. Juli 1934 forderte: «... überhaupt alle für die Schorfheide in Frage kommenden Bauten werden, der besonderen Anweisung des Herrn Reichsforstmeisters folgend, in der alten, heimischen Bauart der Kurmark – Holzfachwerk mit Lehmgefachen und Rohrdach – ausgeführt. Dazu der die Uckermark kennzeichnende Laubenvorbau. ... So wird dem Ganzen ein einheitliches, heimatgetreues, volksverbundenes, eigentümlich deutsches Gepräge gegeben – insbesondere dadurch, dass der Herr Reichsforstmeister selbst in einem rohrgedeckten Holzhaus an einem der Seen mitten in der Schorfheide wohnt, und Karin und Künstler [sic!] Göring zur letzten Ruhe in deutscher Erde hierher überführt ist.»

Auf dem Gelände der heutigen Waldschule befanden sich die Remisen für Görings Kutschen und die Stallungen für seine Pferde. Eine aus 40 bis 80 Mann bestehende Wachkompanie des in Berlin-Reinickendorf stationierten Regimentes *General Göring* übernahm von hier aus die Sicherung des streng bewachten Objektes. «Pferdestall und Unterkunft war eine Baracke. Sie beinhaltete einen Raum für den Wachtmeister, einen für die Unteroffiziere, einen Mannschaftsraum, einen Pferdestall und eine Futterkammer mit Vorratsraum», erinnert sich Friedrich Gerlach, der

im Oktober 1943 als junger Rekrut nach Carinhall kam und bis 25. April 1945, drei Tage vor der Sprengung, dort lebte. Am heutigen Waldschul-Grundstück befand sich vor sechzig Jahren das erste Tor. Carinhall war von einem Sperrkreis umschlossen, der Eintritt nur Personen mit Sonderausweis gestattet.

Der Asphaltweg, der am Südufer des Grossen Döllnsees bis zum Waldhof-Grundstück führt, ist mit Löchern gespickt. Ein Schild mit der Aufschrift «Sauschwanzposse» verwirrt, hinter der nächsten Kurve springt ein Taucher aus einem Kleinbus mit Potsdamer Nummer und watschelt mit seinen Flossen den Abhang zum Wuckersee hinunter. Es ist Dezember, der See wird vielleicht fünf Grad haben. Seit das Sperrgebiet rund um das Anwesen nach der Wende aufgehoben wurde, ist das Gelände ein Dorado für Schatzsucher. Selbst das Bernsteinzimmer vermutete man hier. 1990 bargen Polizeitaucher vom Grund des Wuckersees fünf Skulpturen, darunter drei des NS-Auftragskünstlers Arno Breker. Seitdem haben Nachahmer nur noch wertlose Ziegelsteine gefunden. Im Internet raten Experten von einem Tauchgang in den beiden Seen ab, auf der Homepage www.taucher.net bekommt der Grosse Döllnsee nur 3 von 6 Flossen («... wer glaubt, hier noch Relikte aus der Zeit Hermann Görings zu finden, sollte gut tarieren, ansonsten landet man in einer ekligen Schlammwüste, die einem dann endgültig die sowieso schon schlechte Sicht nimmt»).

Nach einer weiteren Kurve öffnet sich der Wald und macht einer Lichtung Platz – der Hirschplatz, benannt

nach einer Plastik, die heute im Berliner Tierpark steht. Rechts führt eine Kastanienallee zu zwei einen Kilometer entfernten Torhäusern mit zugehörigen Wachgebäuden, die als einzige Zeugen der baulichen Vergangenheit bei der Sprengung 1945 vergessen wurden. In den Torhäusern sind Gartengeräte gelagert. Wer sich an dem deutschen Schäferhund vorbeitrawt, der eines der Häuser bewacht, kann frische Eier kaufen.

Auf den Fotos, die wenige Monate vor der Sprengung gemacht wurden, sind die Kastanienbäume frisch gepflanzt. Heute sind sie von Miniermotten befallen, die die Bäume überlistet haben, ein zweites Mal in diesem Jahr Knospen zu bilden. Sie sind erfroren. Die am Boden liegenden Blätter sind mit einer dünnen Raureifschicht überzogen. Linkerhand führt ein Trampelpfad zum See, geradewegs durch die Häuser hindurch, von denen freilich nichts übrig geblieben ist als ein paar Steine und Armierungen. «Verlassen Sie den Wald so, wie Sie ihn vorgefunden haben», steht auf einem Schild der Forstverwaltung. Seit 1993 weist ein von Forstarbeitern aufgestellter Findling mit der falsch geschriebenen Bezeichnung des Ortes («Karinhall») auf die ursprüngliche Nutzung des Geländes hin. Die spärlichen Reste sind von Lärchennadeln bedeckt, die wie rötlicher Schnee über der Landschaft liegen. An einer Stelle ragen Betonteile des von der Firma Philipp Holzmann errichteten Bunkers aus dem Erdreich, ein starker Trittschall weist darauf hin, dass es Hohlräume unter dem Boden gibt. 1993 hat ein Schatzsucher dort in monatelanger Kleinarbeit nach von der Sprengung verschonten Kunstwerken gesucht und nur ein paar Scherben gefunden.

«Dieses Objekt wurde zum Schutz für die vom Aussterben bedrohten Fledermäuse verschlossen», weist ein Schild auf den neuen Zweck des Bunkers hin. «Einflugschlitze bitte freihalten.» Göring ist als Fledermaus wieder aufgestanden.

Es ist still hier, nur ab und an knackt es im Unterholz. Minutenlang scheint es, als hätten die Vögel zu singen aufgehört. Die Stille ist unheimlich, man fragt sich, ob es die Anspannung auch gäbe, wäre die Geschichte des Ortes unbekannt. Man erwartet insgeheim, dass gleich eine Horde Skinheads aus dem Wald springt. Bestimmte Zeichen lassen auf einen geheimen Pilgerort schliessen, eine Todesrunen aus Ästen etwa, die aussieht wie ein Peacezeichen ohne Kreis, steht an eine Kastanie gelehnt. Anfang der neunziger Jahre soll es hier Treffen von Neonazis gegeben haben. Inzwischen ist es wieder still geworden um den Ort, wohl auch mangels attraktiver Spuren, der Mythos ist ins Internet abgewandert. Auch das Erscheinen des Buches von Volker Knopf und Stefan Martens 1999 führte nicht zu dem von den Forstbehörden befürchteten Besucheransturm.

Zum See fällt das Gelände steil ab. Ein leichter Nebel liegt über der vollkommen verlassenen Landschaft. Hier hat seit Göring niemand mehr bauen dürfen. Die Natur hat sich die Landschaft zurückerobert. Ein paar abgefahrene Reifen liegen im Schlick. Noch nicht einmal Enten gibt es.

Wenn sich an diesem malerischen Ort zwischen zwei Seen nicht wie unter einer Falltür die Geschichte eines Verbrechers aufzutun würde, der für den Tod von Millionen Men-

schen verantwortlich ist, hätte die Inszenierung von Görings Hofhaltung in der Schorfheide das Zeug zu einer Operette mit dem Titel *Von dem Fischer un synem Göring*. Das Anwesen wuchs mit der Körperfülle seines Besitzers, die zugleich Ausdruck seiner wachsenden Machtfülle war, und ging schon eine Dekade später mit ihm, dessen taubenblauer Anzug in Nürnberg auf der Anklagebank nur noch um den Körper schlotterte, unter.

Göring war ein Mann mit Vorliebe für Phantasieuniformen, fette Mahlzeiten, Modelleisenbahnen und nordische Frauen, und mit einem Wappen, das eine Ritterfaust mit Schlagring ziert. Als preussischer Ministerpräsident (neben mindestens 23 anderen Funktionen im Laufe der Jahre) lässt er sich 1933 von dem Stararchitekten des Reiches, Werner March, der auch das Berliner Olympiastadion plant, ein seinen Funktionen angemessenes, aber nicht zu grosses Anwesen mit Rohrdach in der Schorfheide errichten, nach seiner verstorbenen Frau Carin Carinhall genannt. Es ist ein fast schlichtes Haus aus Holzbohlen und mit Rohrdach, das wegen seiner Bauweise und dem Wind, der über den Hügeln der glazialen Serie weht, nur schwer zu heizen ist. Hier empfängt Göring fortan als zweithöchster Repräsentant des nationalsozialistischen Regimes den Jagdfreuden nicht abgeneigte Staatsgäste und Diplomaten und pflegt einen Tbtenkult um seine verstorbene Frau, die auf dem Anwesen unmittelbar am Ufer des Wuckersees eine unterirdische Gruft bekommt, deren Umfang heute noch durch Reste der Umfassungsmauer unter dem Laub zu erahnen ist.

Die Liebesgeschichte der Schwedin Carin Freiin von Fock, geschiedene von Kantzow, und dem deutschen Emigranten Hermann Göring, der aus Liebe zur Fliegerei das entmilitarisierte Deutschland der zwanziger Jahre in Richtung Schweden verliess, gehörte zu den Mythen der Nazizeit. Carin von Kantzow heiratet Göring 1922 und unterstützt ihren Mann in seinen politischen Überzeugungen. 1931 stirbt sie, mit 43 Jahren, an Tuberkulose. Weniger als zwei Wochen vor der massgeblich von Göring mitverantworteten «Nacht der langen Messer», in der die gesamte Spitze der SA ermordet wird, lässt Göring am 20. Juni 1934 in einer feierlichen Zeremonie den Leichnam seiner Frau nach Deutschland überführen und schafft sich mit seinem Waldhof sein ganz persönliches Walhall. In der alt-nordischen Mythologie bezeichnet Walhall die von Odin, dem König der Götter, regierte Halle der gefallenen Helden, die von Walküren nach Walhall getragen und für die Entscheidungsschlacht am Tag der Götterdämmerung versammelt werden. Bevor die toten Helden nach ihren täglichen Schlachten abends mit Odin tafeln, verheilen ihre Wunden. Berühmte Fürsten und Könige kommen nach Walhall, auch wenn sie nicht den Schlachtentod gestorben sind. Im Gegensatz zu Odin, der nur Wein trinkt und die Speisen den neben ihm sitzenden Wölfen Geri und Freki gibt, ist Göring dem Essen ganz und gar nicht abgeneigt. Die Küchen wachsen mit den Erweiterungen des Anwesens, auch wenn sich Göring meistens von einem Delikatessengeschäft beliefern lässt. Wölfe hält er nicht in Carinhall, wohl aber junge Löwen, die frei herumlaufen und,

wenn sie ausgewachsen sind, an Zoologische Gärten abgegeben werden.

Irgendwann ist das Haus dem Despoten zu klein, und die Phantasieuniformhose kneift auch gehörig, ausserdem gibt es 1934 eine neue Frau, Emmy Sonnemann, die an ihrem Beruf der Schauspielerin vor allem das Repräsentative und Prunkvolle liebt, also wird angebaut, erst vorsichtig, dann masslos. «Der Herr Ministerpräsident beabsichtigt die Baukosten, die schätzungsweise 25'000 Reichsmark ausmachen, selbst zu tragen. Das zum Bau erforderliche Holz dürfte jedoch wie bei den übrigen, zum Teil auch privaten Bauten des Herrn Ministerpräsidenten in Carinhall von der Forstverwaltung zur Verfügung gestellt werden», heisst es 1935 in einem in den Akten der späteren *Stiftung Schorfheide* befindlichen Brief an die *Staatliche Bauleitung für Sonderaufgaben*, den Anbau eines Arbeitszimmers betreffend. Nach der Hochzeit mit Emmy Sonnemann im selben Jahr wird Carinhall von einem Refugium Görings zum Hauptwohnsitz des Ehepaares, teilweise auch zum Arbeitsort und vor allem zum Empfangsort für wichtige ausländische Gesprächspartner. Da Hitler Repräsentationsaufgaben eher abgeneigt ist, übernimmt Göring diesen Part, opulent unterstützt mit einem Sonderfonds. Er zelebriert seine Auftritte vor den Diplomaten und Staatsgästen mit grosszügigen Ausfahrten, Jagdzeremonien in wechselnden Uniformen, üppigen Essen und der Vorführung seiner Gattin, seiner Modelleisenbahn und später auch seiner 1938 geborenen Tochter Edda. Der Eindruck, den er bei den französischen oder englischen Diplomaten hinterlässt, ist zwiespältig. Dem französischen Botschafter kam

Göring vor wie «Siegfried in einer Wagneroper», und der englische Botschafter Phipps dachte angesichts der vorgeführten Spielzeuge an sehr viel grössere mit Flügeln. Kolportiert wurde, er habe Göring auch einmal auf dessen Entschuldigung, dass er sich leider wegen einer Jagdpartie verspätet habe, lediglich geantwortet: «Animals, I hope». Bis 1942, als Göring kaum noch entscheidenden Einfluss auf die deutsche Politik und Kriegsführung nimmt, geben sich Diplomaten und Staatsoberhäupter die Klinke in die Hand. Unter den ersten ist 1935 Mussolini, in Begleitung von Graf Ciano. Wenig später kommen der Herzog und die Herzogin von Windsor. Auch Adolf Hitler ist in diesem Sommer zu Gast.

Im September 1936 beginnt die erste grosse Erweiterung des «Waldhofes Carinhall» durch zwei junge Architekten, Friedrich Hetzelt und Hermann Tuch, die im Juni 1937 abgeschlossen ist. Das Blockhaus wird in einen zweigeschossigen Mittelbau mit zwei langen Seitenflügeln integriert – Wirtschaftstrakt und Gästetrakt –, die einen grossen Innenhof mit Seerosenteich umschliessen. Im Keller gibt es eine Trinkstube, eine Kegelbahn, einen Schiessstand und einen Gymnastikraum mit Schwitzbad. Im Dachgeschoss des Wirtschaftsflügels findet die Modelleisenbahn Platz. Im Mittelbau gibt es die Grosse Galerie und die Grosse Jagdhalle, deren Panoramafenster sich auf Knopfdruck versenken lässt, ähnlich wie seit 1936 in Hitlers Berghof. Über dem Bett Görings hängt ein weiblicher Akt mit dem Namen «Europa», gleichsam ein Zeichen für seine Eroberungsgelüste. Für seine Bibliothek lässt Göring 1937 eine Karte Europas anfertigen, auf der Österreich ein Teil

Deutschlands ist, wogegen der österreichische Aussenminister Guido Schmidt nach seinem Besuch in Carinhall im Herbst 1937 entschieden protestiert, allerdings vergeblich.

Je grösser der Waldhof wird, desto mehr Geld kostet seine Unterhaltung. Am 25. Mai 1939 heisst es in den Akten der *Stiftung Schorfheide* –. «Der in der Schorfheide erbaute Waldhof Carinhall ist für den grössten Teil des Jahres Amtssitz des preussischen Ministerpräsidenten. Die Verwaltung des Waldhofes Carinhall führt das Preussische Staatsministerium. Neben der Tätigkeit als Ministerpräsident finden in C. auch die Dienstaufgabe als Reichsminister der Luftfahrt, als Reichsforstmeister und als Beauftragter für den Vierjahresplan ihre Bearbeitung. Jede dieser 4 Behörden hat ein Viertel der Gesamtkosten zu tragen. Es entfallen demnach $\frac{1}{4}$ der Gesamtkosten auf Preussen und $\frac{3}{4}$ auf das Reich.» Kurz vorher, nach der organisierten Pogromnacht vom 9. November 1938, hat Göring von den Juden eine «Entschädigung» von einer Milliarde Reichsmark verlangt.

Aber Göring bekommt den Hals nicht voll. Ein Jahr nach der Geburt seiner Tochter Edda lässt er das Anwesen in grösster Eile von der Firma Philipp Holzmann noch einmal auf das Doppelte erweitern. Es entstehen ein weiterer Festsaal, ein Speisesaal mit dem nun «grössten Fenster Europas», Parkanlagen und Ordonnanz sowie ein Bibliotheksflügel mit Bedienstetenwohnungen, eine neue Modelleisenbahnanlage, ein Schwimmbad und eine Grossküche. Allein der wegen des Ausbruchs des von Göring mit verantworteten Zweiten Weltkrieges errichtete Privatbunker kostet 355'000 Reichsmark. Der Waldhof erstreckt sich nun mit seinen beiden Innenhöfen zwischen Wirt-

schafts-, Gäste- und neuem Bibliotheksflügel über 15'800 Quadratmeter. Die Verwaltung verschlingt im Rechnungsjahr 1942 rund 100'000 Reichsmark im Haushalt des Preussischen Staatsministeriums, gemäss Vertrag lediglich ein Viertel der Gesamtkosten.

In dieser Zeit beginnt der Kunstraubzug Görings durch ganz Europa. Am Ende hat er, so ist es später in der Zeitung zu lesen, «1'375 Gemälde, darunter viele Altmeister, 250 Skulpturen, 108 Tapisserien, 200 antike Möbel, 60 Teppiche, 75 Glasfenster und 175 kunstgewerbliche Objekte» durch Diebstahl in den besetzten Gebieten, Kauf oder Tausch erworben, die grösste private Kunstsammlung Deutschlands, untergebracht grösstenteils in Carinhall. Die meisten Gerüchte ranken sich um eine 200 Meter von den Haupthäusern entfernte Attraktion: das für Görings Tochter im Garten erbaute, 50 Meter lange und 7 Meter breite Modell des Schlosses Sanssouci, für das sich das Kleinkind nicht interessiert, im Gegensatz zu seinem Vater.

Um zu verhindern, dass Carinhall bombardiert wird, lässt der Reichsluftfahrtminister neben dem Bau von fünf Flaktürmen um das Gelände alle Gebäude Carinhalls mit Tarnnetzen verhängen. Das Rohrdach wird 1942 aus Brandschutzgründen durch ein Ziegeldach ersetzt, die Mauern werden mit einem Tarnanstrich versehen. Sieben Kilometer nördlich des Waldhofes lässt Göring eine Attrappe namens «Carinhall II» aus Holz und Segeltuch errichten, gleichsam als Potemkinsches Dorf. Nach Auslösung von Fliegeralarm haben auf dem Scheingelände stationierte ältere Pioniersoldaten die Aufgabe, zur Ablen-

kung Lichteffekte zu erzeugen, um die Bomben auf die At-
trappe zu lenken.

Bei Kriegsende hat Göring jeden Realitätssinn verloren, in den Berliner Luftschutzkellern spricht man in Anlehnung an seinen Satz, dass er Meier heissen wolle, wenn auch nur ein feindliches Flugzeug den deutschen Luftraum verletzen sollte, nur noch von «Hermann Meier». Am 13. Januar 1945 gibt es in Berlin den 276. Fliegeralarm seit Beginn der Zählung im September 1939. Die Stadt liegt in Schutt und Asche, die Flugzeuge kommen seit einigen Monaten auch am Tage, denn eine funktionierende Flugabwehr gibt es nicht mehr.

Einen Tag zuvor hat Göring anlässlich seines 52. Geburtstages den anwesenden Gästen in Carinhall die Pläne für die nochmalige Erweiterung des Waldhofes vorgestellt. Zu seinem 60. Geburtstag am 12. Januar 1953 soll das «Hermann-Göring-Museum» seiner Bestimmung übergeben werden. Die einen Kilometer lange Kastanienallee von den Torhäusern zum Hirschplatz ist schon fertig, auch ein Teil des Bahndamms für die Anbindung an Berlin ist aufgeschüttet. Achtzehn Tage später schickt er seine Familie mit einem Teil seines persönlichen Stabes in sein Haus am Obersalzberg, wo auch die wichtigsten Kunstschatze hingebracht werden. 72 Bilder aus diesem Bestand befinden sich noch heute in den Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, die erst nach dem Jahr 2000 begonnen haben, die Provenienz zu erforschen. Nachdem Göring am 20. April 1945 in der Berliner Reichskanzlei seinem «Führer» Adolf Hitler zum Geburtstag gratuliert hat, kehrt er ein letztes Mal in den Waldhof zurück. Göring

hat gegen 20 Uhr desselben Tages Carinhall für immer in Richtung Bayern verlassen. Der Zeitzeuge Friedrich Gerlach spricht vom darauffolgenden Tag. «Drüben in der Kompanie standen gegen Mittag, ich holte gerade Mittagessen, 9 geschlossene gelbe Mannschaftswagen. Mit diesen Wagen, sicher als Begleitschutz, ist dann H.G. noch am gleichen Tag abgefahren.» Einen Tag später werden von den Wachsoldaten die Weinvorräte geplündert, bevor es in eine ungewisse Zukunft geht. Wenige Tage später beginnt ein aus zwölf Freiwilligen bestehendes Kommando den letzten Befehl Görings zu befolgen und die tragenden Bauelemente des Waldhofes mit 400 Zentnern Sprengstoff zu bestücken. Am späten Vormittag des 28. April 1945, die ersten Spähtrupps der Roten Armee sind an den Waldrändern des nahe gelegenen Joachimsthal gesichtet worden, zerstört eine gewaltige Explosion Carinhall bis auf die Grundmauern.

Im Märchen sitzt der Fischer mit seiner Frau am Ende wieder im Pisspott, und Göring sitzt 1945 vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg, wo er zum Tode verurteilt wurde und bekanntlich vor der Vollstreckung Selbstmord beging. Nur die Gebeine Carin Görings blieben vor Ort zurück. 1951 wurden sie heimlich eingäschert und in Schweden beigesetzt.

Die Reste Carinhalls wurden geplündert, das Fell des Reichsforst- und Jägermeisters aufgeteilt. Wenn all das Geklaute und Geplünderte nachts leuchten würde, hätte man in den umliegenden Gemeinden keine Strassenlampen aufstellen müssen.

Was aus dem Anwesen geworden wäre, wenn die Rote Armee die Sprengung vereitelt hätte, darüber kann man nur spekulieren. Ein vergleichbares Landhaus ist das von Propagandaminister Joseph Goebbels am nur wenige Kilometer entfernten Bogensee, das den Krieg fast unbeschädigt überstand und nach einer Zwischennutzung als sowjetisches Militärlazarett von 1946 bis 1990 als «Zentraljugendschule der Freien Deutschen Jugend, Waldhof am Bogensee» für die Ausbildung von Jugendfunktionären genutzt wurde. Heute steht es leer.

Vielleicht wäre Carinhall das Refugium Erich Mielkes geworden oder eine Ausbildungsstätte der Staatssicherheit, besonders eifrige junge Kundschafter hätten nachts als Auszeichnung mit der Modelleisenbahn spielen dürfen.

Dem Ort hilft heute nur konsequente Entmythologisierung. Analog zum Naturlehrpfad der Waldschule wäre ein Geschichtslehrpfad, basierend auf dem hervorragend recherchierten Material von Volker Knopf, eine Überlegung wert.

Stehen geblieben ist neben den Versorgungsgebäuden, die heute als Waldschule genutzt werden, auch das vier Kilometer entfernte so genannte «Schadehaus» am Nordufer des Grossen Döllnsees. Der mehrfach erweiterte Komplex nennt sich seit 1994 Tagungshotel Döllnsee-Schorfheide. Das Hotel lebt mit und von der Geschichte desjagdwesens in zwei deutschen Diktaturen. Zu DDR-Zeiten wurde das Gebäude nach einer Zwischennutzung als Jugendherberge als Gästehaus der DDR-Regierung genutzt. Nach dem Tod

von Walter Ulbricht in diesem Haus im Sommer 1973 ging es in die Verfügungsgewalt des Zentralkomitees der SED über, die es als internationales Ferienhaus vorwiegend sowjetischen Partei- und Staatsgästen zur Verfügung stellte. Ab 1979/80 diente es, um einige Gebäude erweitert, als Tagungshaus des Staatsrates. Helmut Schmidt war hier und Leonid Breschnew.

Der Hotelprospekt spricht vom Haupthaus als einem «Herrenhaus, im Tudorstil 1934 erbaut». Die Bezeichnung Tudorstil führt in die Irre, das Haus ist gebaut gemäss dem nationalsozialistischen Architekturkanon, mit einem so hohen steilen Walmdach, dass zwei Gaubenreihen darin Platz haben. Auch das Entstehungsdatum ist falsch. Das «Schadehaus», benannt nach dem Oberforstmeister, der eine Wohnung in dem Gästehaus hatte, entstand erst 1940. Und zwar als Ersatz für das Jagdhaus am Kleinen Döllnsee, das durch Fahrlässigkeit des Gauleiters von Ostpreussen, Erich Koch, nach einem Jagdgelage im Herbst 1940 abbrannte. Nach dem Krieg wurde Koch für seine Grausamkeit zum Tode verurteilt, aber wegen seines schlechten Gesundheitszustandes zu lebenslanger Haft begnadigt.

In Erich Honeckers einstigem Wohnzimmer, das heute als Restaurant genutzt wird, fällt an den Mittagstischen der Hotelgäste öfter der Name Carinhall. Hermann Göring zieht mehr Neugierige an als Erich Honecker, von dem noch das Geweih eines von ihm persönlich erlegten Hirsches im Flur hängt. Ein Andenken an «die letzte feudale Epoche der Schorfheide», wie das Hotel auf einem Messingschild anmerkt. An diesem Nachmittag stehen sieben silbergraue Touareg mit VW-Firmenwerbung an den Sei-

ten auf dem Parkplatz. Weiterbildung in «landschaftlich reizvoller Gegend», wie die Hotelwerbung verheisst. «Ein Traum in der Natur».

David Wagner

Auf dem Reichsparteitagsgelände Nürnberg

1.

Ich hatte es mir grösser vorgestellt. Als ich oben auf der «Führerkanzel» über dem Zeppelfeld, dem annähernd quadratischen, 289 mal 312 Meter grossen, von steinernen, leicht verwittert wirkenden Tribünen umstellten Platz stehe, bin ich gar nicht so beeindruckt. 70'000 Zuschauer könnten da sitzen, heute sähen sie zwei leere Fussballübungsplätze und eine breite, von dreifacher Leitplanke eingefasste Fahrbahn. An diesem klaren, kalten Tag spielt da allerdings niemand. Und niemand sitzt auf den teilweise mit Stacheldraht eingezäunten Rängen. 70'000 Zuschauer klingt nach gar nicht so viel, manches Fussballstadion fasst mehr. Aber es ging ja nicht ums Zusehen, es ging darum, sich vorzuführen. Zu paradieren. 250'000 konnten hier antreten, ihren rechten Arm oder den blitzenden Spaten heben.

2.

Meine Grossmutter ist im September 1937 zum Reichsparteitag nach Nürnberg gefahren. Sie ist in Linz an der Do-

nau in den Zug gestiegen, im Morgengrauen, mit nicht sehr viel Geld, denn es gab, erzählte sie Jahrzehnte später, eine Devisenbestimmung, die es Österreichern (und noch hatte sie ja einen österreichischen Pass) verbot, ausreichend Geldmittel mit ins Reich zu nehmen.

3.

Die «Führertribüne», heute ohne die Säulenreihe und die schon von den Amerikanern gesprengten Adler, kann ungehindert betreten werden. Die Leitplanke trennt das altarähnliche Gebilde von der asphaltierten Fläche, auf der gelegentlich Autorennen stattfinden. «Betriebstollwut. Gefährdeter Bezirk» sagt ein Schild auf dem Gitter hinter einer halb geöffneten Tür im Sockel. Würde es sich noch lohnen, Ziegen zu halten, würden hier vielleicht Ziegen weiden, wie einst auf dem Forum Romanum. Ziegen sind nicht mehr so verbreitet, ein Motorsportclub ist eingezogen.

Riesengross hatte ich mir die Haupttribüne vorgestellt. Ist sie aber gar nicht. In den Ritzen der Boden- und Wandplatten aus cremefarbenem Kalkstein wachsen hier und da ein paar Grashalme. Glasscherben liegen überall. Obwohl ich schon oft davon gelesen habe, sehe ich kein Graffiti, keine Führerherzchen, kein Hakenkreuz. Nur einmal das eher unbeholfen, wie mit Fingerfarbe in Grossbuchstaben angeschriebene Wort «Liebe». Alle anderen Botschaften sind sorgfältig übertüncht, der Stein frisch gestrichen. Hier muss ein Mann mit Farbeimer und Pinsel wohnen.

Von ganz oben, von da, wo die 1967 wegen angeblicher Baufälligkeit gesprengte Säulenreihe stand, lässt sich die Umgebung überblicken: Hochhäuser aus den frühen siebziger Jahren mit dem Schriftzug verblichener fränkischer Weltmarken (*Grundig*), eine Werbeschrift der *Nürnberger Versicherungen* auf einer Leichtbauhalle, die Flutlichtmasten des Frankenstadions, in dem der einst ruhmreiche *1. FC Nürnberg* spielt. Am anderen Ufer der Ausfallstrasse, die auf der Rückseite der Tribüne verläuft, liegt ein Baumarkt. Ein Kleinflugzeug fliegt zum zweiten Mal durch den Himmel, zieht hinter sich ein Banner, auf dem gelb auf schwarz «Flic Flac» zu lesen ist. Der Name des Zirkus, dessen Zelte auf dem ehemaligen Reichsparteitagsgelände stehen. Ein Junge, der dort auftreten könnte, voltigiert auf seinem BMX-Fahrrad über den Asphalt zwischen den Leitplanken. Sonniger Winternachmittag, minus vier Grad.

Ich setze mich und sehe auf der Stufe neben mir ein sonderbares, schwammartiges Gebilde, das aus ausgewaschenem und dann wieder ausgehärtetem Mörtel zu bestehen scheint. Oder ist es eine Art Steinfusspilz, der nationalsozialistisch kontaminierte, von Albert Speer geplante Bauwerke befällt und langsam zersetzt?

4.

Das Zeppelinfeld und seine «Führertribüne» wirken sehr viel älter als die kurzen siebzig Jahre, die seit ihrem Bau vergangen sind. Nicht, weil sie schon so verwittert aussähen, nein. Die Anlage sieht aus wie aus einer ganz anderen

Zeit, weil ihr Zweck so fern und so unverständlich erscheint. Eine Burg ist eine Burg, eine Kirche ist eine Kirche. Aber das hier? Was soll das eigentlich sein? Was ist das für ein Ding? Wollen diese aufgetürmten Bauklötzen vielleicht von der Architektur einer Vorkriegsschreibmaschine – der «Führer» stand dann ungefähr auf dem Z – inspiriert sein? Oder doch vom Pergamonaltar? Ist das sechs- oder siebenhundert oder Zweitausendsiebenhundertjahre alt? Wurden hier, wie auf ähnlich abgestuften aztekischen Pyramiden, Menschenopfer dargebracht? Oder bloss Filme gedreht? War das eine Freilichtbühne? Waren die Reichsparteitage doch nur sehr grosse Oper?

An einem der rostigen Pfosten des Geländers, an das die Zuschauer sich bei Autorennen lehnen können, hängt eine mit einem kleinen Stück Kordel festgebundene Prospekt-hülle, auf der ich «Hallo Angela» und «b. w.» entziffere. Obwohl ich nicht Angela heisse, drehe ich das Blatt um und lese «Bis dieser Marmor bricht, wird meine Liebe nicht vergehen». Ach, so ist das. Ich habe verstanden. Dieses Ding ist nicht nur Motorsporttribüne und Aussichtspunkt in einem schönen Gewerbegebiet, dieses Ding ist auch ein riesiger romantischer Briefkasten.

5.

Meine Grossmutter hat hier gesessen und dem Spatenballer der Totengräber zugesehen, das Ornament der Masse bewundert, die grosse Oper, das Rockkonzert ohne Rockmusik, Adolf Hitler Superstar und ihren zukünftigen

Mann, meinen zukünftigen Grossvater. Fesch, so fesch hat er ausgeschaut, hat sie gesagt, wahnsinnig voll sei es gewesen, nachts in den Zelten war es kalt, und Bier, sehr viel Bier ist getrunken worden. Überall hat es danach gestunken, und dann, das blieb nicht aus, hat es wie in einer öffentlichen Bedürfnisanstalt gerochen, denn, hat sie gesagt, es hat ja gar nicht genug Latrinen gegeben.

6.

Vom Hauptbahnhof kann ich die Strassenbahn nehmen. Sie fährt an einigen übrig gebliebenen Altbauten vorbei, die mit ihren neuen, sprossenlosen Fenstern seltsam entkernt, wie ausgehöhlt aussehen, sie hält vor der zweckmodernen Meistersingerhalle und auf einer gesichtslosen, leeren Freifläche namens *Platz der Opfer des Faschismus*. Ich sage mir das noch einmal langsam auf, Platz der Opfer des Faschismus. Ist die Strassenbahn unbemerkt in die DDR gefahren? Oder ist das eine raffinierte fränkische Abwehrstrategie? Hier den Faschismus herbeizuzitieren, weil «Faschismus» wie etwas klingt, mit dem niemand von uns je etwas zu tun hatte? Mein nationalsozialistischer Grossvater hat über den so genannten Faschismus immer nur gekichert.

7.

So wie die römische Strassenbahn vor dem Kolosseum in Rom hält ihre Nürnberger Schwester gleich vor der fränkischen Kopie, dem nie fertig gestellten Kongressbau am

Dutzendteich. In ihm gibt es Versandhauslagerflächen, ein Büro des deutschen Schaustellerverbandes, Übungsräume der Nürnberger Symphoniker und nah an der grossen Wasserfläche des Weihers den Sitz des *Kanu-Vereins Nürnberg e.V.*

Auf dem weiten, leeren Platz neben dem fränkischen Kolosseum zeigt sich ein einsamer, roter Abfallcontainer mit der Aufschrift «Schutt Karl». Grüne Tannenzweige ragen aus ihm heraus. Ein Stück weiter, die Leere hat fast etwas Sibirisches und macht sie kleiner als sie sind, stehen die schwarzgelben Zelte vom Zirkus, dessen Reklame schon durch den Himmel flog. Speers Koloss krümmt sich klar und formstreu unter eben diesem blauen Winterhimmel. Der Kongressbau ist zu gross, aber wer bloss sagt, er sei hässlich, macht es sich zu leicht. Das Ding steht da und wird sich nicht für immer, nicht für alle Zeit, mit einem bloss moralisch begründeten Verurteilungsreflex erledigen lassen. Vielleicht fange ich gerade an, es schön zu finden.

8.

Der Eingang in das erst 2001 eröffnete Dokumentationszentrum befindet sich in einem dem Kongressbau aufgepropften Stück theatralischer Architektur aus Glas und Metall, das teils auf dem Dach liegt, teils in der Fassade steckt. Seine metaphorische Botschaft vom Dorn oder Pfahl – leider sprach der Architekt von seinem «Speer im Speer» – bohrt sich ein wenig zu plakativ in den alten Baukörper.

Jeder Besucher bekommt zu seiner Eintrittskarte auch

einen elektronischen Erzähler. In der Ausstellung haben alle diesen Apparat am Ohr, hören der Stimme und ihren Einflüsterungen zu. Im ersten Raum dämmert eine Schulklasse vor einer Leinwand, auf der ein Junge und ein Mädchen in sich anbietender Verkrampfung auf Skateboards über das Reichsparteitagsgelände rollen. Die Türen der «Führertribüne» am Zeppelinfeld, der Luitpoldhain, die Vergangenheit, dunkle Räume öffnen sich vor ihnen. Und dahinter? Unsere Nazijahre. Unsere deutsche Unterwelt, die in den folgenden, verwinkelten Räumen durchquert wird. Zwischen nackten Ziegelwänden sprechen die Schautafeln, die Bilder und die Stimme am Ohr von der Zeit zwischen 1918 und 1946, es spannt sich der Bogen von der Gründung der NSDAP in München bis zu den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen. An einer Stelle, ein wenig versteckt, entdeckte ich ein Bild, auf dem mein Grossvater zu sehen ist.

9.

Ich merke, dass der Mechanismus des Entsetzens bei mir mittlerweile ein wenig ausgeleiert ist. Vor fünfzehn oder zwanzig Jahren hätte ich in so einer Ausstellung mit allen Naziklassikern und -standards («totaler Krieg» und die bekannten Einsatzgruppenfotos) unweigerlich angefangen zu heulen.

Nicht, dass ich die gute und nötige bunte multimediale museumspädagogische Aufarbeitung aller unserer deutschen Grausamkeiten nicht schätzte, nein, nein. Es ist eher so, und das entsetzt mich, dass ich mich heute hin und wie-

der bei teuflisch hässlichen, verbotenen Gedanken ertappe, die irgendjemand, irgendetwas, ein Teil von mir zu denken scheint, um den anderen in mir, der für so eine aufklärende Ausstellung dankbar ist, zu provozieren. Manchmal kommt es mir vor, als sässe irgendwo in mir meine naiv nationalsozialistisch erregte Grossmutter, manchmal ist mir auch so, als marschierte mein stark geschrumpfter Grossvater in seinen glänzenden, schwarzen Stiefeln durch mein Hirn. Fühlt sich nicht so gut an.

10.

Warum fanden meine Grosseltern, warum fanden Millionen Deutsche Hitler so toll? War er so sexy? Warum ist meine Grossmutter noch vor dem «Anschluss» Österreichs nach Nürnberg gepilgert? Ich stehe auf dem Steg, der auf Lochgittern über den Abgrund des unfertigen Innenraums der Arena, über die Nazi-Löwengrube führt. Heute wachsen da ein paar dürre Bäumchen. Der Audioguide, die Vorlesestimmen, die Stimme von oben, die Stimme, die da so tut, als wüsste sie ganz genau, wie das alles gewesen ist, kann mir meine Frage, die einzige Frage, die mich wirklich interessiert, nicht beantworten. Traut sich nicht. Drückt sich um die Antwort herum. Weiss nichts.

11.

Als ich über die so genannte Grosse Strasse gehe, eine überdimensionierte, landebahnbreite Paradestrecke, er-

kenne ich die Bodenplatten. Ich kenne sie von einer Fotografie, auf der mein Grossvater und sein «Führer» eine Reihe uniformierter Männer abschreiten. Hitler trägt seinen hellen Regenmantel, mein Grossvater Uniform. Um genauer zu sein, mein Grossvater geht etwa einen halben Schritt hinter dem «Führer», es sieht ein wenig so aus – aber vielleicht bilde ich mir das auch nur ein und meine Tanten würden das ganz anders sehen –, als trotte mein Grossvater ihm hinterher. Unter ihren Stiefeln, es muss eben erst geregnet haben, glänzt der Granit aus Mauthausen.

12.

Ich sitze wieder auf einer Stufe der «Führertribüne» am Zeppelfeld, irgendwo hier haben meine Grosseltern sich getroffen. Und ich frage mich, warum sie das alles so fürchterlich ernst nehmen konnten. Warum sie nicht über diese Sandalenfilmkulisse lachen mussten, die noch heute, auch anverwittert, nach Pappmaché aussieht. Schwer vorzustellen, dass das alles ernst gemeint war. Dieser Quatsch mit der «Blutfahne» zum Beispiel, der Hakenkreuzfahne, die beim Putsch 1923 durch München getragen worden war und seitdem zur Fahnenweihe verwendet wurde, die neue Fahnen also, ganz naivkatholisch, durch Berührung zu Kontaktreliquien machte. Meiner Grossmutter hat das vielleicht gefallen.

13.

Im Juni 1945 hielten drei Jeeps vor dem Haus meiner Grosseltern in B., die Soldaten in amerikanischer Uniform stiegen aus, verhafteten meinen Grossvater und brachten ihn, Ironie der Geschichte, nach Nürnberg. Er wurde verurteilt, blieb in einem Nürnberger Gefängnis und wurde nach viereinhalb Jahren vorzeitig entlassen.

14.

Ich sitze auf einer Steinstufe, nicht weit von der Tür zum Damenido, das wohl für die weiblichen Besucher der Tourenwagenrenntage hier eingebaut worden ist, und fühle mich so deutsch, wie ich mich nur fühlen kann. Und mir fällt ein, dass die NS-Propaganda gern von Nürnberg als der «deutschesten aller deutschen Städte» sprach.

Im Nachhinein wirkt die Wendung von der deutschesten Stadt wie ein Menetekel, das sich erfüllt hat, denn es gibt ja keine andere Stadt in Deutschland, in der das Süsse, Heilmelige, Herzhaftige (Lebkuchen, Christkindlmarkt, Rostbratwürste, Spielwaren) auf so abstruse Weise mit der monströsen Hitlerei (Reichsparteitage, «Rassegesetze», Kriegsverbrecherprozesse) zusammenfindet. Dass Nürnberg die einzige Stadt ist, die es in den Titel eines Werks von Richard Wagner geschafft hat, dass sie die Stadt Albrecht Dürers und der ersten deutschen Eisenbahn ist und darüber hinaus mit einer grandiosdeprimierenden Nachkriegsarchitektur gesegnet ist, in der einige bedeutende un-

verbrannte altdeutsche Reste stehen, tut sein Teil dazu. Vielleicht ist Nürnberg wirklich die deutscheste Stadt. Ohne sehr viel Bier macht das nicht gerade fröhlich. Ich fange an, aber das ist kein Trost, das Meistersingervorspiel zu summen.

15.

Der Hitler, der Lump, der hat uns ganz schön reingelegt. Lump, das war ungefähr das Äusserste, was meine Grossmutter an Beschimpfung zustande brachte. Doch selbst ihr «Lump» klang so, wie sie es, Anfang der neunziger Jahre noch, sagte, fast zärtlich. Und von ihrer Reise nach Nürnberg hat sie trotzdem noch geschwärmt, und sie hat auch von dem Tag ein halbes Jahr später geschwärmt, dem Tag, an dem der «Führer» in Linz, in ihrem, in *seinem* Linz einzog, und von dem folgenden Tag, als sie in Wien auf dem Heldenplatz stand und jubelte und so froh war, schrie und jubelte, weil *er* endlich da war, zu Hause, in Österreich, sie zu befreien. (In der Schule und überall sonst wurde die Geschichte natürlich immer andersherum erzählt. Das aber habe ich meiner Grossmutter nicht mehr gesagt.)

16.

Ich bin schon fast festgefroren, da sehe und höre ich wieder das Wohnmobil der *Wohnmobilmfahrschule Bittner* über die Sackgasse zwischen Zeppelinfeld und Dutzendteich

fahren. Eine junge Frau übt, so sieht es aus, für den Urlaub. Anfahren, Vorwärtsfahren, Wenden, Einschlagen, Rückwärtsfahren. Gleichzeitig, in der Winterabendsonne, leuchtet der Stein nun fast orange, kommt ein junges Paar, sie im Steppmantel, er in einer Lodenjacke, die Stufen heraufgestiegen. Beide haben einen Golfschläger in der Hand. Auf der «Führerkanzel» posiert der junge Mann in Abschlagshaltung, hebt den Schläger und schwingt lehrbuchmässig durch. Sein imaginärer Golfball, das war der Schlag seines Lebens, fliegt fast sieben Jahrzehnte weit. Seine Freundin fotografiert. Zuletzt hält er den Golfschläger am ausgestreckten Arm wie einen sehr langen Zauberstab in den Himmel. Siegerpose? Deutscher Golfschlägergruss? Ich weiss nicht, was das bedeuten soll, aber es stimmt mich heiter.

17.

Dann, weil es keine Andenken zu kaufen gibt, weil es auch im Dokumentationszentrum keinen Museumsshop gibt, nur eine kleine Vitrine, in der einige Kataloge, Broschüren und die DVD eines Dokumentarfilms über Leni Riefenstahl liegen, aber kein Film von ihr, aber weil ich doch so gerne ein Andenken hätte, an den Ort, an dem meine Groseltern sich zum ersten Mal gesehen haben (ich bin auf einmal so sentimental), und weil es hier, gleich an der «Führertribüne», keinen Kiosk gibt, an dem ich eine kleine Hitler-Sammeltasse, Nürnberger Nazi-Lebkuchen oder sonst irgendeinen Quatsch kaufen könnte (in einem so sentimental Moment bilde ich mir ein, ich könnte mir ein

anders gefärbtes Gedenken kaufen; in solch einem sentimentalischen Moment stelle ich mich gern dumm), weil ich hier also gar nichts kaufen kann, Geld mir nichts nützt, breche ich mir ein Stück Stein aus einer der Kalksteinplatten. Gross wie eine Kinderfaust liegt dieses Stück jetzt auf meinem Schreibtisch. Wenn dieser Text fertig ist, schmeisse ich es weg.

Jürgen Trimborn

Im Olympiastadion

Berlin

ORTSBEGEHUNG EINS. Ein grauer, kalter Wochentag Anfang Dezember 2004. Eine Gruppe von etwa zwanzig Menschen hat sich eingefunden, um sich durch das Olympiastadion in Berlin führen zu lassen. Die meisten der Teilnehmer sind Rentner, bis auf wenige Ausnahmen kommen an diesem Tag alle aus Berlin, zwei der Besucher haben als Kinder die Eröffnung des Stadions miterlebt. Die Führerin, die die frierende Gruppe am Osttor abholt, ist jung, gerade einmal Anfang zwanzig. Natürlich, so was ist ein typischer Studentenjob.

Die knapp einstündige Tour durch das Stadion konzentriert sich vor allem darauf, wie ein solches Bauwerk funktioniert und wie es gegenwärtig und zukünftig genutzt wird. Über die Hintergründe der Bau- und Entstehungsgeschichte erfährt man wenig, und wenn, dann nur stark vereinfacht. Die Olympischen Spiele von 1936 werden in einem Nebensatz als «grosses Trara» abgehandelt, auf die Verflechtung von Sport und Politik, die etwa in den noch erhaltenen NS-Plastiken zum Ausdruck kommt, wird nur mit einer flapsigen Bemerkung am Rand hingewiesen. Die «Langemarckhalle» unter dem Glockenturm, so erfährt man, «hat Hitler für junge gefallene Soldaten errichten las-

sen». Kein Wort über den Versuch, Totenkult, Revanchismus und Militarismus mit dem Sport und der olympischen Idee in Einklang zu bringen. Niemand scheint sich an diesen Mängeln der Führung zu stören, niemandem scheinen die problematischen Verkürzungen der historischen Zusammenhänge auch nur aufzufallen. Selbst wenn fragwürdige Formulierungen der NS-Zeit aufgegriffen werden – «die sechs Türme, die das Olympiastadion flankieren, repräsentieren die sechs wichtigen Stämme des deutschen Volkes» –, zuckt niemand zusammen.

Ganz offensichtlich ist es nicht die Geschichte des Ortes, die die Menschen hierhin lockt, viel anziehender scheint der Blick hinter die Kulissen des Stadions zu sein. Einmal in den Mannschaftsumkleiden und Duschräumen des Hausclubs *Hertha BSC* stehen, darüber staunen, dass alle Sanitärbereiche mit Whirlpools ausgestattet sind. Einmal den Weg abschreiten können, den sonst die Sportler ins Stadion nehmen, und, gleichsam als Höhepunkt der Tour, die VIP-Lounges stürmen, einmal dort zu sitzen, wo sonst der Bundeskanzler und andere prominente Gäste die Sportereignisse verfolgen. Die Führerin spricht vom «Ehrenbereich». Mit keinem Wort wird erwähnt, dass man sich gerade dort befindet, wo einst die «Führerloge» war. Stattdessen erfahren die Besucher, warum sowohl die Umkleidekabinen der Sportler als auch die VIP-Lounges mit Möbeln in düsterem braunen Leder ausgestattet sind und auf bunte Farbakzente gänzlich verzichtet wurde: «Aus Gründen der Pietät ist hier alles in einem Grau- und Brauntönen gehalten.» Aha, so ist das also. Pietät. Weshalb, fragt niemand aus der Gruppe.

In der Sommersaison gibt es gleich vier dieser Führungen pro Tag, in den Wintermonaten nur eine. Daneben werden auch noch welche für Spezialinteressen angeboten, etwa zur Technik des Stadions oder zur *Hertha*-Geschichte. Auch eine historische Führung gibt es, die von einem fachkundigen Historiker geleitet wird. Seine Informationen zur Vergangenheit sind ausgewogener, doch die Nachfrage ist relativ gering, nur einmal in der Woche findet sie statt: sonntags. Ist die Enthistorisierung des Stadions, die in den allgemeinen Führungen betrieben wird, Konzept? Soll bewusst ein Schlussstrich gezogen werden, um das modernisierte Stadion für kommende sportliche Grossereignisse zu rüsten? Auffällig zumindest ist, dass auch im Flyer, der zu den Führungen durchs Olympiastadion verteilt wird, mit keinem Wort auf die Vergangenheit des Ortes hingewiesen wird. «Hitler» findet hier nicht statt. Die Führerin verneint im Anschluss an die Tour die Frage, ob häufig Fragen zur Nazizeit gestellt werden: «In den fünf Monaten, seitdem ich die Führungen mache, ist das noch nicht vorgekommen.» Verwundert darüber scheint die junge Frau nicht zu sein, sie nimmt es einfach als Tatsache zur Kenntnis: «Ich bin nie so ganz sicher, wie viel ich aus dieser Zeit erwähnen soll. Ich weiss gar nicht, was die Leute dazu hören wollen und ob sie das überhaupt interessiert.»

ORTSBEGEHUNG ZWEI. 31. Oktober 1934, Adolf Hitler besichtigt das Modell des neuen Berliner Stadions. Es ist nicht das erste Olympiastadion der Reichshauptstadt, an gleicher Stelle, mitten im Berliner Grunewald, war in den

Zehnerjahren schon eins gebaut worden, das 1913 eingeweihte *Deutsche Stadion*, in dem 1916 die Olympischen Sommerspiele stattfinden sollten. Doch in diesem Sommer machte das Massenschlachten des Ersten Weltkriegs friedliche, sportliche Wettkämpfe undenkbar, das Stadion wurde kurzerhand in ein Lazarett verwandelt.

Nach Kriegsende wird Deutschland für Jahre aus der olympischen Völkergemeinschaft ausgeschlossen, erst bei der Olympiade 1928 in Amsterdam dürfen deutsche Athleten wieder teilnehmen. Weil das demokratische Deutschland der Weimarer Zeit sich wieder in die internationale Staatengemeinschaft eingereiht hat, entschloss sich das Internationale Olympische Komitee (IOC) 1931, die Sommerspiele des Jahres 1936 nach Berlin zu vergeben. Die Entscheidung war nicht unumstritten, immerhin war die NSDAP zu diesem Zeitpunkt bereits zu einem ernst zu nehmenden politischen Machtfaktor der Weimarer Republik geworden. Nach der «Machtergreifung» wurden die Bedenken stärker, nicht zuletzt, weil sich Hitlers «nationale Revolution» auch auf den Bereich des Sports auswirkte. Im Zuge der «Gleichschaltung» hatte man jüdische Deutsche aus den Sportvereinen ausgeschlossen. Auch war es jüdischen Spitzensportlern verboten worden, sich an den Qualifikationswettbewerben für die Spiele zu beteiligen. Angesichts dieser Entwicklung sprachen sich immer mehr internationale Sportfunktionäre dafür aus, Deutschland die Spiele zu entziehen. Sie sollten stattdessen nach Rom oder Tokio vergeben oder ganz abgesagt werden. Auch wurde mit einem Boykott gedroht, den aber

nur Spanien und die Sowjetunion in die Tat umsetzen. An der Spitze der Protestbewegung standen die USA, deren nachdrückliche Kritik an der «Rassentrennung» in Deutschland zum ernsthaften Problem für Hitler wurde. Um der politischen Blossstellung zu entgehen, zeigten sich die Nazis zu Konzessionen bereit. Jüdischstämmige Athleten durften nun doch noch antreten, einer im damaligen Sprachgebrauch «halbjüdischen» Fechterin gelang es schliesslich, sich für das deutsche Olympiaaufgebot zu qualifizieren. Die amerikanischen Kritiker waren zufriedengestellt, die Spiele konnten wie geplant stattfinden.

Der damalige IOC-Präsident Henri de Baillet-Latour hatte schon Mitte 1932 vorsichtig bei Hitler anfragen lassen, wie er, sollte er der nächste Reichskanzler werden, sich zu den Olympischen Spiele stellen würde. Er sehe ihnen «mit grossem Interesse entgegen», liess Hitler zur Beruhigung des IOC mitteilen. Damit hatte der angehende Diktator ein Machtwort gesprochen. Denn auch innerhalb der NS-Bewegung war die Austragung der Olympischen Spiele alles andere als unumstritten. Die olympische Idee des friedlichen Wettkampfs von Sportlern aus allen Teilen der Welt war lange Zeit von führenden NS-Sportfunktionären als «nationales und rasseloses Verbrechen» verdammt worden. Auch wenn Hitler an der Internationalität der Spiele wenig Gefallen finden konnte, sah er die Sache doch wesentlich pragmatischer. Er begriff, welche Chance damit verbunden war, Deutschland als friedlichen Gastgeber präsentieren zu können. Und er erkannte zugleich das Prestigepotenzial des Sports. Hitlers Bekenntnis leitete ei-

nen Kurswechsel ein, die «Führer-Entscheidungen» hatten spätestens jetzt Signalcharakter. An die Stelle der anfänglichen Ablehnung trat nun eine massive Unterstützung, bald sprach man nur noch von «Hitlers Olympiade». Plötzlich sahen die NS-Sportfunktionäre keinen Grund mehr, sich vor einem Kräftemessen mit anderen «Rassen» zu fürchten, denn die Erfolge deutscher Athleten liessen sich propagandistisch ausschlachten. Da Deutschland am Ende mit 101 Medaillen, darunter 38 goldenen, als Sieger aus den Spielen hervorging, wollte man darin einen Beweis für die Überlegenheit der «arischen Rasse» sehen.

Hitler betrachtet die Vorbereitung der Berliner Spiele fortan als Chefsache. Als selbst ernannter oberster Bauherr Deutschlands interessiert er sich vor allem für den architektonischen Rahmen der Veranstaltung. Das alte Stadion ist bereits abgerissen, und Werner March – der Sohn des Architekten Otto March, der den Vorgängerbau entworfen hatte – wird mit dem Neubau eines Stadions betraut, das 76'000 Zuschauer fassen und damit die grösste Sportanlage der Welt werden soll. Doch die von March entworfene Betonkonstruktion mit ihren verglasten Zwischenwänden findet in den Augen des Diktators keine Gnade. Als er das Modell sieht, bekommt er einen Wutausbruch und droht, die Spiele lieber komplett abzusagen, als sie in einem solchen «modernen Glaskasten» eröffnen zu müssen.

Der Diktator übergibt Marchs Pläne an seinen Architekten Albert Speer. Der hat zu diesem Zeitpunkt schon einige repräsentative Bauaufträge für die NSDAP zur höchsten Zufriedenheit Hitlers ausgeführt. Über Nacht zeichnet er

Pläne, wie man die Entwürfe Marchs nach Hitlers Geschmack umbauen könne, indem man einfach die modernere Bauweise mit steinernem Pathos kostümiert. Die Stahlbetonkonstruktion will er mit Muschelkalkplatten verkleiden und dem Stadion aussen eine monumentale, durch Gesimse unterteilte Natursteingalerie vorlagern. Die in Marchs Entwurf so charakteristischen Glasflächen, die den Zorn des Diktators auf sich gezogen haben, fallen komplett weg. Hitler ist zufrieden, Werner March erklärt sich mit der Abwandlung seines Entwurfs einverstanden. Wie immer, wenn Hitlers Interesse einem Bauprojekt gilt, spielt Geld keine Rolle, er sorgt persönlich für die Finanzierung des Mehraufwands. Die 42 Millionen Reichsmark, die schliesslich für das Stadion und die Sportanlagen des 130 Hektar grossen «Reichssportfelds» mitsamt der von Hitler geforderten grossen Aufmarschfläche («Maifeld»), der «Langemarckhalle» und dem «Führerturm» (heute Glockenturm) investiert werden müssen, betrachtet der Diktator als Klacks angesichts dessen, was die Spiele an Devisen nach Deutschland bringen sollen.

Doch als das Stadion fertig ist, kommt es zu einem erneuten Stimmungsumschwung Hitlers, dessen Architekturphantasien sich mittlerweile ins Megalomane gesteigert haben. Als er vor dem grössten Stadion der Welt steht, klagt der Diktator: Alles sei zu klein geraten, der gesamte Komplex sei ganz und gar nicht dem monumentalen Bauwillen der «Neuen Zeit» angemessen. Leni Riefenstahl gegenüber, die von ihm und Goebbels schon frühzeitig mit der Verfilmung der Sommerspiele beauftragt worden war,

soll er geäußert haben, die Säulen seien zu schwächlich und der Bau sei insgesamt nicht imposant genug.

ORTSBEGEHUNG DREI. Am 1. August 1936 schaut die ganze Welt auf Berlin. Die Kameras der deutschen und internationalen Wochenschauen verfolgen die Ankunft Hitlers vor dem Berliner Olympiastadion, das zur Eröffnungsfeier der Sommerspiele bis auf den letzten Platz ausverkauft ist. Als Hitler das Stadion betritt, reißt die Wolkendecke auf – «Führerwetter». Der Wagentross hält, Hitler schreitet, sichtbar in blendender Laune, auf das Marathon-tor zu, ein kleines Mädchen überreicht ihm einen Blumenstrauß, dann verschwindet er im Stadion, um wenig später unter den frenetischen «Heil»-Rufen der Menschen in der «Führerloge» zu erscheinen. Neben ihm sind die ranghöchsten Vertreter des IOC und der NSDAP platziert. Auf den Einmarsch der Olympioniken folgt Hitlers Einsatz. Als Staatsoberhaupt des gastgebenden Landes hat er den Startschuss für das mehrtägige Sportspektakel zu geben: «Ich verkünde die Spiele von Berlin zur Feier der elften Olympiade neuer Zeitrechnung als eröffnet.»

Alles an diesem Tag ist perfekt. Die mehrstündige Eröffnungsshow, aber auch die gesamte Organisation der Spiele. Nie zuvor hat ein gastgebender Staat so viel Geld investiert, so viel Aufwand betrieben, um einen reibungslosen Ablauf der Spiele zu garantieren und für seine Selbstdarstellung zu nutzen. Hitler hat früh erkannt, dass er mit der perfekten Camouflage die grösstmögliche propagandistische Wirkung erreichen konnte. *Der Stürmer* verschwindet unterm Ladentisch, die gelben, nur für Juden bestimmten

Bänke im Tiergarten werden schnell wieder weiss gestrichen. Die glänzende Fassade, die er der Welt zur Täuschung vorsetzt, soll vorspiegeln, wie kosmopolitisch Deutschland unterm Hakenkreuz ist. Die Besucher lassen sich genauso wie die Vertreter der Auslandspresse von der perfekten Inszenierung der Nazis blenden, viele sehen Deutschland nun in einem anderen Licht. Angesichts der Freundlichkeit, mit der sie in Berlin empfangen werden, angesichts der perfekten Organisation und der Modernität der Sportstätten – ein Reporter der britischen *Times* bezeichnet das Olympiastadion als «Bauwerk für die Ewigkeit» – halten viele Ausländer die Negativschlagzeilen über Hitlers Regime, die sie in der Vergangenheit gelesen haben, für übertrieben. Hitlers Plan ist aufgegangen. Victor Klemperer, als Jude von den Nazis ins gesellschaftliche Abseits gedrängt, notiert in seinen Tagebüchern: «Im Augenblick, da hier das Olympiaspiel stattfindet, wird alles totgeschwiegen. Hinterher wird man sich an die Geiseln, an die deutschen Juden halten.»

ORTSBEGEHUNG VIER. Nürnberg im Jahr 1937. Vor den Toren der Stadt baut Albert Speer das Reichsparteitagsgelände aus. Ab 1933 entstehen hier riesige Aufmarschplätze, Tribünen und Veranstaltungshallen – die steinernen Kulissen für Hitlers Reichsparteitagsspektakel, heute nur noch als Ruinen erhalten, aber in Leni Riefenstahls Propagandastreifen *Triumph des Willens* von 1935 für die Nachwelt auf Zelluloid gebannt. Die Dimensionen sind bereits Mitte der dreissiger Jahre gigantisch, doch den masslosen

Ansprüchen des Diktators genügen sie noch lange nicht, es wird weitergebaut, weitergeplant. Geld spielt keine Rolle, achthundert Millionen Reichsmark Gesamtkosten sind für das Prestigeprojekt kalkuliert.

Ein zentraler Bestandteil der Nürnberger Planung ist das *Deutsche Stadion*, zu dem Hitler 1937 den Grundstein legt. Konzipiert ist es für 400'000 Besucher – doppelt so viele wie der *Circus Maximus* in Rom, die grösste Sportstätte der Antike, fassen konnte. Mit achteinhalb Millionen Kubikmetern umbauten Raums wäre das Stadion eines der grössten Gebäude der Welt und eines der gewaltigsten der Geschichte geworden. Noch als Ruine in Tausenden von Jahren sollte das Nürnberger Stadion von Hitlers Grösse zeugen. Nicht nur der «Führer» ist berauscht von diesem Bauprojekt, es scheint durchaus auch dem internationalen Zeitgeist zu huldigen. Immerhin wird Albert Speer 1937 für seine Nürnberg-Pläne mit dem Grossen Preis der Pariser Weltausstellung ausgezeichnet. Ein Jahr später wird mit den Arbeiten begonnen, das Fundament ausgehoben und Granit für mehrere Millionen Reichsmark bestellt. Bei Kriegsbeginn lässt Hitler die Arbeiten einstellen.

Für die Geschichte des Berliner Stadions und der Spiele des Jahres 1936 sind die Nürnberger Pläne des Diktators höchst aufschlussreich. Entlarvt doch ihre wahre, erst nach 1945 bekannt gewordene Zielsetzung alles, was der Welt bei den Berliner Spielen vorgegaukelt worden war. Während der Diktator ein Jahr zuvor noch als scheinbar welt-offener Gastgeber der Olympischen Sommerspiele aufgetreten war, so zeigt sich bei der Grundsteinlegung zum

Deutschen Stadion in Nürnberg, dass es ihm hier darum geht, Weltmachtphantasien in Stein umzusetzen. Gegenüber seiner Entourage bekräftigt er die Absicht, das olympische Feuer auf ewig nach Deutschland zu holen. Als Speer ihn darauf anspricht, dass das Sportfeld des Nürnberger Stadions aufgrund der Gigantomanie der Planungen nicht den vorgeschriebenen olympischen Standards entspreche, antwortet Hitler lakonisch: «Ganz unwichtig. 1940 finden die Olympischen Spiele noch einmal in Tokio statt. Aber danach, da werden sie für alle Zeiten in Deutschland stattfinden, in diesem Stadion. Und wie das Sportfeld zu bemessen ist, das bestimmen dann wir.»

ORTSBEGEHUNG FÜNF. Als sich das wiedervereinigte Berlin im April 1992 offiziell beim IOC als Austragungsort für die Olympischen Sommerspiele des Jahres 2000 bewirbt, bricht in Deutschland ein Sturm der Entrüstung los. In Berlin sprechen sich 49 Prozent der Bevölkerung gegen die Bewerbung aus. Ein «Anti-Olympia-Komitee» wird gegründet, das mit Protestaktionen die Rücknahme der Bewerbung fordert. Die Kreuzberger Autonomen drohen, die Spiele mit allen Mitteln zu stören, sollten sie tatsächlich an Berlin vergeben werden. Der Berliner Senat hält an seinem Entschluss fest, und so fliegen immer häufiger Brandsätze gegen Einrichtungen, die tatsächlich oder vermeintlich mit der Olympiabewerbung in Verbindung stehen. Es wird sogar eine Sonderermittlungsgruppe der Polizei eingerichtet, die ausschliesslich Straftaten untersucht, die sich gegen die Olympiabewerbung richten. Als der IOC-Präsident Juan

Antonio Samaranch Berlin besucht, um sich ein Bild von den Sportstätten zu machen, demonstrieren rund 10'000 Menschen gegen die Spiele.

Aber nicht nur auf der Strasse regt sich Protest. Auch zahlreiche Intellektuelle stehen der Olympiabewerbung Berlins kritisch bis ablehnend gegenüber. Allen voran Hilmar Hoffmann, der Präsident der Goethe-Institute. Während die Initiatoren der Bewerbung argumentieren, dass es ein positives Signal sei, wenn die Spiele an der Schnittstelle von Ost und West stattfinden, stellen die Kritiker die Frage, ob die Austragungsstätte der Spiele von 1936 tatsächlich ein würdiger Veranstaltungsort sein kann. Bei der Olympiade 1972 sei schon allein durch die moderne und gelungene Architektur des neuen Münchener Stadions von Beginn an klar gewesen, dass hier ein anderes Deutschland eingeladen hatte. Folglich dürfe man nun nicht hinter Erreichtes zurückfallen und plötzlich wieder an den düsteren Glanz der Nazi-Olympiade anschliessen.

Die Diskussion entzündete sich vor allem an der Frage nach dem Umgang mit der nationalsozialistischen Kunst. 1936 hatte Hitler unzählige Monumentalplastiken aus den Werkstätten Arno Brekers, Josef Thoraks und weiterer Bildhauer vor dem Olympiastadion aufstellen lassen, in Stein gehauene Herrenmenschenphantasien. Finanziert wurde das Skulpturenprogramm damals von der Zigarettenfabrik Reemtsma. Hilmar Hoffmann schlug vor, die steinernen Zeugen lächerlich zu machen, indem man sie der Grösse nach geordnet auf dem «Maifeld» aufreht und dem gegenüberstellt, was die Nazis einst als «entartete Kunst» diffamiert hatten. Ein anderer Vorschlag war, die

Kolossalskulpturen in riesige Museumsvitrinen zu stellen und sie so aus ihrem einstigen Kontext zu lösen. Vorgeschlagen wurde sogar eine Verhüllung der Plastiken durch Verpackungskünstler Christo. Es wurde heftig diskutiert, anfangs ernsthaft, bald schon polemisch; auf der Strasse, in den Parlamenten und in den Medien wurde erbittert um den Umgang mit der Vergangenheit gestritten. Bis zum 23. September 1993. Da fiel die Entscheidung des Olympischen Komitees. Gegen Berlin, für Sydney.

ORTSBEGEHUNG SECHS. 23. Juni 1996, vormittags. Der Hubschrauber landet unmittelbar vor dem Olympiastadion, ihm entsteigt Papst Johannes Paul II., der kurz die wartende und jubelnde Menge begrüsst, in sein «Papamobil» steigt und ins Stadion gefahren wird. Im Rahmen seines dritten Besuchs in der Bundesrepublik und seines ersten Besuchs im wiedervereinigten Deutschland kommt der Papst an diesem Tag zum ersten Mal nach Berlin. Damit geht ein lang gehegter Wunsch des Kirchenoberhauptes in Erfüllung, denn aus diplomatischen Gründen war ihm ein Berlin-Besuch zu Zeiten der deutschen Teilung nicht möglich gewesen. Der Aufenthalt in Berlin ist der Höhepunkt der Deutschlandvisite, der Höhepunkt des Berlin-Besuchs ist wiederum die dreistündige Messe im ausverkauften Olympiastadion. Der Papst ist in guter Gesellschaft, Mickjagger und Tina Turner waren auch schon hier.

Die 70'000 Plätze reichen an diesem Tag nicht, vor dem Stadion hat man Videoleinwände aufgestellt, auf denen

weitere Gläubige die Zeremonie verfolgen. In ihrem Mittelpunkt steht die Seligsprechung zweier Priester, die sich dem Nationalsozialismus mutig entgegengestellt haben: Bernhard Lichtenberg und Karl Leisner. Dass die Seligsprechung ausgerechnet an diesem Ort erfolgt, wertet die Erzdiözese Berlin als ein wichtiges Signal. Denn man will deutlich machen, dass das Olympiastadion eben mehr ist als eine Sportstätte und eine Multifunktionsarena für Pop- und Rockkonzerte, und dass sich die historische Dimension eines solchen Ortes nicht nach Belieben ausblenden lässt. Kein Zufall also, dass Papst Johannes Paul II. in seiner Predigt auch darauf eingeht. «Genau an dem Ort», sagt er, «wo das nationalsozialistische Regime vor 60 Jahren die Feier der Olympischen Spiele zu einem Triumph für seine menschenverachtende Ideologie nutzen wollte, an demselben Ort, wo der Idealismus missbraucht und Menschen statt zum friedlichen Miteinander zu Hass und Feindschaft angestachelt wurden, triumphieren heute zwei selige Märtyrer.»

ORTSBEGEHUNG SIEBEN. 3. Juli 2000, die Bauarbeiter der *Walter Bau AG* rücken an. Zwar hat es in der Nachkriegszeit immer wieder Instandsetzungen und kleinere Modernisierungsarbeiten gegeben, doch der grosse Umbau, der das Berliner Olympiastadion für die Zukunft rüsten soll, erfolgt erst jetzt. Im Dezember 1998 hat der Berliner Senat eine Komplettsanierung des Stadions beschlossen. Doch wurde ausdrücklich betont, wie wichtig es sei, den historischen Charakter des am besten erhaltenen Gross-Ensembles der NS-Zeit zu wahren, das seit 1966 unter Denkmal-

schutz steht. Dennoch: 2006, wenn Deutschland zum zweiten Mal seit 1974 Gastgeber der Fussballweltmeisterschaft sein wird und damit das nach den Olympischen Spielen weltweit wichtigste Sportereignis ausrichtet, braucht man ein hochmodernes Berliner Stadion für das Endspiel der WM. Das Bauvorhaben wird damit zur nationalen Aufgabe, kein Wunder also, dass Bundeskanzler Gerhard Schröder den Startschuss für den Umbau gibt.

Der Entscheidung des Senats ist ein internationaler Architektenwettbewerb vorausgegangen. Gewonnen hat ihn das Hamburger Architekturbüro *Gerkan, Marg und Partner* mit einem Entwurf, der das Berliner Olympiastadion in eine Sportarena nach modernsten Massstäben verwandelt, gleichzeitig aber so viel historische Substanz wie möglich erhält. Die Natursteinverkleidung wird saniert, das Spielfeld um zweieinhalb Meter abgesenkt, die Untertribüne neu gebaut, das komplette Stadion entkernt und mit einem neuen Innenleben versehen. Der offene Umgang, der das Stadion in einen Ober- und Unterring teilt, verschwindet und wird durch 113 VIP-Lounges ersetzt. Die spektakulärste Veränderung ist jedoch der Einbau einer auf 22 feingliedrigen Stahlsäulen ruhenden, scheinbar frei über der Arena schwebenden Dachkonstruktion, in der eine effektvolle, die störenden Flutlichter ersetzende Lichanlage und eine der modernsten Beschallungsanlagen der Welt integriert ist. Auch dieser Eingriff in die Bausubstanz trägt den architektonischen Gegebenheiten des Stadions von 1936 Rechnung: die moderne Dachkonstruktion greift mit ihrer Unterbrechung am Marathontor

die charakteristische Ost-West-Ausrichtung des alten Stadions auf und lässt die Sichtachse zum «Maifeld» und zum Glockenturm frei.

Steht man aussen vor dem umgebauten Stadion, registriert man schnell, mit welcher Behutsamkeit die Architekten vorgegangen sind. Als neues Element sieht man nur den auf schlanken Stahlsäulen ruhenden, schmalen Rand des Daches, der nicht auf dem alten Stadion aufliegt, sondern von der alten Bausubstanz durch eine Fuge getrennt ist. Durch diesen Kunstgriff setzt sich das neue Dach deutlich von der Monumentalität des Stadions ab, ohne den Charakter des alten Baubestandes zu beeinträchtigen. Das Schwere ist geblieben. Aber darüber wölbt sich etwas Leichtes und Schützendes, das eben nicht leugnen und zu decken will, sondern alles, was darunter liegt, in ein neues, klares Licht setzt. Es ist, als hätten die Architekten mit einem ganz überraschenden Trick bewiesen, dass es auch an einem so schwierigen Ort möglich ist, der Geschichte und den Anforderungen der Gegenwart gerecht zu werden. Wer es nicht für möglich gehalten hätte, dass sich funktionale Architektur mit einer Gedenkarchitektur verbinden lässt, ohne dabei pathetisch zu wirken, der kann hier den Gegenbeweis sehen.

ORTSBEGEHUNG ACHT. 31. Juli 2004, das runderneuerte Berliner Olympiastadion wird mit einem gigantischen Festakt wiedereröffnet. Vier Jahre hat der Umbau gedauert, länger als der Bau des Stadions in den dreissiger Jahren. Fast 54'000 Zuschauer verfolgen das Spektakel vor Ort, eine farbenprächtige und abwechslungsreiche Show

mit Feuerwerk und vielen bewegenden Momenten. Die Enkelin von Jesse Owens, des mit Abstand beliebtesten Athleten der Spiele von 1936, entzündet das Feuer in der olympischen Flammenschale am Marathontor.

Doch als der auch für den Sportbereich zuständige Bundesinnenminister Otto Schily und Berlins Regierender Bürgermeister Klaus Wowereit vor das Mikrofon treten, werden sie von den Zuschauern gnadenlos ausgepiffen. Der Grund: Im Vorfeld der Eröffnungsfeier hatten beide versucht, eine Diskussion um eine neuerliche Olympiabewerbung Berlins anzustossen. Olympia 2020 in Berlin, so finden die beiden SPD-Politiker, das wäre doch was. Hier und da wird vorgeschlagen, dass auch die Olympiade 2016 schon in Berlin stattfinden könnte. Auch die Leichtathletik-WM 2009 erscheint erstrebenswert – tatsächlich wird sie wenige Monate später an Berlin vergeben. Die Motive der Politiker sind klar: Wichtige Sportereignisse in Berlin würden wichtige Impulse für das Wirtschaftswachstum und den Tourismus der Hauptstadt bringen und zudem für internationales Renommee sorgen. Und so soll an diesem Tag vor allem eines demonstriert werden: Berlin ist einmal mehr bereit für Olympia. Während Klaus Steinbach, der Präsident des Nationalen Olympischen Komitees, betont neutral von einem «neuen Theater des Sports» spricht und Spekulationen über dessen weitere Nutzung offen lässt, teilt Karin Seidel-Kalmutzki, die sportpolitische Sprecherin der Berliner SPD, mit: «Wir haben nicht so viel Geld in die Sanierung des Olympiastadions gesteckt, damit dort nur Fussballspiele ausgetragen werden.»

Die Pfiffe im Stadion, die an diesem Tag den Politikern gelten, zeigen jedoch, dass noch viel Überzeugungsarbeit nötig ist, will man Berlin erneut ins Rennen um Olympia schicken.

ORTSBEGEHUNG NEUN. Abseits des öffentlichen Interesses. Ein verlassenes Dorf im brandenburgischen Eisgrund, westlich vor den Toren Berlins. Der Ort hat eine lange Militärtradition, einst befand sich hier der Truppenübungsplatz Döberitz, bereits im Ersten Weltkrieg hat man hier Offiziere ausgebildet. Im Vorfeld der Olympiade 1936 ergab sich die Frage, wo man die rund 4'000 Teilnehmer aus fünfzig Nationen angemessen unterbringen könnte. Schnell kam man auf die Idee, im nahe Berlin gelegenen und verkehrsmässig optimal angebundenen Döberitz ein modernes Olympisches Dorf zu errichten, das man nach Abschluss der Spiele militärisch würde weiternutzen können. Bauherr und Eigentümer des Olympischen Dorfes, das in der NS-Presse auch als «Dorf des Friedens» gefeiert wird: die deutsche Wehrmacht. Als die Olympioniken im Sommer 1936 ihr Quartier beziehen, finden sie in ihren Zimmern einen Willkommensgruss vor, den der deutsche Reichskriegsminister Werner von Blomberg unterzeichnet hat: «Das Dorf hat die deutsche Wehrmacht für die olympischen Gäste gebaut. Sie tat es aus sportfreudigem Herzen, weil sie eben sportlich gesinnt ist und der olympischen Idee treu.»

Auch das Alltagsleben des Olympisches Dorfes atmet während der Spiele den militärischen Geist der Zeit. Während die Athletinnen weniger komfortabel in vorhandenen

Gebäuden auf dem Reichssportfeld untergebracht werden, bleibt das Olympische Dorf allein den männlichen Sportlern vorbehalten, weiblichen Besuchern ist der Zugang zum Gelände strengstens untersagt. Auch wenn die internationalen Sportler äusserst zuvorkommend behandelt werden, der Eindruck einer Kasernierung drängt sich auf. Wehrmachtsbusse bringen die Sportler zum Stadion und zurück, das Olympische Dorf, dem ein «Kommandant» vorsteht, ist von einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben und hermetisch abgeriegelt, es gibt strenge Einlasskontrollen. Die Begründung der NS-Sportfunktionäre: Die Olympioniken sollen sich hier ungestört vom Grosstadttrubel und geschützt vor neugierigen Blicken zwischen den Wettkämpfen regenerieren können. Nicht zuletzt geht es jedoch auch darum, den Kontakt der ausländischen Sportler mit der einheimischen Bevölkerung so gering wie möglich zu halten.

Eine Notwendigkeit, das Olympische Dorf ausserhalb der Wettkämpfe zu verlassen, gibt es tatsächlich nicht, alles ist vorhanden, eine eigene Post, eine Bank, Läden und Gaststätten, Arztpraxen. Auf 550'000 Quadratmetern Grundfläche haben «rein deutsche Arbeiter arischer Abstammung» insgesamt 141 Wohnhäuser für die Sportler, ein Empfangsgebäude, ein riesiges «Speisehaus der Nationen», ein «Hindenburghaus» getauftes Gemeinschaftsgebäude für Theater- und Filmvorführungen, Sportplätze und sogar eine finnische Sauna errichtet.

Drei Monate nach dem Ende der Olympiade wird das Olympische Dorf seiner endgültigen Bestimmung als Aus-

bildungsstätte, Infanterieschule und Kaserne der Wehrmacht zugeführt, eine Nutzung, die bereits bei den Planungen keine Sekunde aus den Augen gelassen worden war. Die «Halle der Nationen» wird zum Offiziersheim umfunktioniert, aus dem «Speisehaus der Nationen», in dem kurz zuvor noch 200 Köche in 38 Küchen die Olympioniken bekocht hatten, wird zum «Olympia-Lazarett» – eins der modernsten der Welt. Bei Kriegsende, als auch das Gelände des ehemaligen Olympischen Dorfes von einigen Bomben getroffen wird, behandelt man hier Verwundete aus Berlin. Noch bis 1947 finden Flüchtlinge und Ausgebombte im Eisgrund Unterschlupf, dann übernimmt die Rote Armee das Gelände und nutzt es bis 1992 militärisch weiter.

Nach dem Abzug der russischen Truppen bleibt das Dorf noch Jahre gesperrt, erst 1996 wird es am *Tag des offenen Denkmals* erstmals seit den *Tagen der Offenen Tür* im Juni 1936 wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Seitdem bietet ein engagierter Heimatverein einmal im Monat eine Führung über das Gelände an, bei dem man die Überreste des Olympischen Dorfes besichtigen kann. Viel ist nicht mehr erhalten. Das durch Bombentreffer zerstörte Eingangsgebäude ist in den fünfziger Jahren abgetragen worden, heute sind neben dem «Speisehaus der Nationen», dem Sportplatz, der einstigen Kommandantenvilla und dem Heizhaus der Anlage nur noch zwanzig der einst 141 Wohnhäuser erhalten, die Rote Armee hat die meisten von ihnen in den Siebzigern abgerissen und durch Plattenbauten ersetzt.

Das Areal, 1993 als Flächendenkmal unter Denkmal-

schutz gestellt, ist momentan eine Brache mit ungewisser Zukunft. Umnutzungskonzepte und Pläne gab und gibt es viele, realisiert wurde bislang keiner. Auch nicht der, das Gelände behutsam aus- und umzubauen, zu einem stadtnahen Wohnpark im Grünen mit rund 3'000 Wohnungen. Tausende Tonnen Müll und Gebäudeschutt, von der Roten Armee zurückgelassen, wurden abtransportiert, sonst ist seit 1992 nicht viel geschehen. Die noch erhaltenen Bauten des ehemaligen Olympischen Dorfes stehen heute leer. Jahrelange Plünderungen und Vandalismus haben deutliche Spuren hinterlassen. Fast sieht es aus, als hätten sich alle Kräfte, Gedanken und Gelder zur Ablenkung auf das Stadion im Zentrum konzentriert, während hier an der Peripherie die Vergangenheit dem Vergessen überlassen wird. Grösser könnte der Gegensatz kaum sein. Und deutlicher könnte kaum zutage treten, dass sich das Gedenken monumentale Prestige-Objekte sucht und das Licht auf wenige Punkte fokussiert, um den Rest wie zur Entlastung ausblenden zu können.

ORTSBEGEHUNG ZEHN. Die Zukunft, hier und jetzt. Der 9. Juli 2006. Die deutsche Hauptstadt wird von König Fussball regiert. Heute findet das Endspiel der Fussballweltmeisterschaft im neuen alten Berliner Olympiastadion statt. Die Welt schaut auf diesen Ort. Der Berliner Senat und die Bundesregierung haben alles darangesetzt, die Stadt und das Stadion positiv zu präsentieren.

Der neue Hauptbahnhof ist fertig, der modernste Bahnhof des Kontinents. Mit über 750 Zügen, die hier täglich

abgefertigt werden, ist er das wichtigste Schienenverkehrskreuz Europas. Weit mehr als die Hälfte der WM-Besucher sind mit öffentlichen Verkehrsmitteln angereist, zum Olympiastadion kommen sie mit S-Bahnen, die zu WM-Zeiten im Minutentakt fahren, oder mit Bussen, die über die Strassenachse vom Brandenburger Tor bis zum Stadion geführt werden. 1936 nannte sie sich *Via Triumphalis* und war mit unzähligen Hakenkreuzfahnen geschmückt, nun heisst sie *FIFA-Magistrale*.

In der ganzen Stadt liest man das Motto der WM 2006, auf Plakaten, auf Postern, auf Fahnen: «Die Welt zu Gast bei Freunden». Das Endspiel im Olympiastadion, weltweit von über einer Milliarde Zuschauer live an den Fernsehschirmen verfolgt, wird flankiert von einem eigenen Kunst- und Kulturprogramm der Bundesregierung, das die Weltoffenheit und Toleranz des heutigen Deutschland zum Ausdruck bringen soll. Kurator des Programms ist der österreichische Multimedia-Künstler André Heller. Das *Berliner Filmmuseum* zeigt die Ausstellung *Tor! Fussball und Fernsehen*, das *Deutsche Historische Museum* eine Fotoausstellung zur WM-Geschichte. Die *Berliner Philharmoniker* unter der Leitung von Sir Simon Rattle, die seit 2004 als Kulturbotschafter für die Berliner Fussball-WM fungieren, geben Galakonzerte.

Der Grossteil der Menschen, die sich anlässlich der Fussball-WM dem Olympiastadion nähern, nimmt diesen Ort nicht als Teil einer diktatorischen Vergangenheit wahr. Manch einer beklagt Geschichtslosigkeit, Unwissen und Desinteresse. Dennoch erweist sich das Stadion an diesem

Tag als Ort, an dem einmal nicht versucht wird, die Spuren einer unbequemen Vergangenheit zu vertuschen. Bundespräsident Horst Köhler eröffnet, bevor er Platz in der Ehrenloge nimmt, um das Endspiel zu verfolgen, eine neue Dauerausstellung. Als geeigneten Ort hatte eine eilig einberufene Historikerkommission die «Langemarckhalle», in unmittelbarer Sichtachse des Stadions, vorgeschlagen. Gerade hier, wo Hider versucht hat, seine menschenverachtenden politischen Interessen mit der olympischen Idee in Einklang zu bringen, wo die Instrumentalisierung des Sports durch die Politik derart exemplarisch zu Tage trat, leuchten nun die Computerbildschirme aus einer ganz anderen Zukunft herüber. Die Initiatoren erklären anlässlich der feierlichen Eröffnung am Tag des WM-Endspiels, dass hier, an diesem Ort, eine wichtige Chance genutzt werde: Hier will man künftige Generationen über den historischen Kontext der Nazi-Olympiade informieren und ein kritisches Gedenken fördern. Ziel der Dauerausstellung sei es, auch dann noch die Erinnerung an das Gewesene aufrechtzuerhalten, wenn das Stadion durch eine weitere Olympiade endgültig aus dem langen Schatten des «Dritten Reichs» heraustreten wird.

Ganz hinten im Ausstellungsraum finden sich zwei riesige Modelle, das eine zeigt das Berliner Olympiastadion mitsamt den Anlagen des «Reichssportfeldes», das andere die Gedenkstätte *Ehemaliges Olympisches Dorf* in Döberitz – einmal im Zustand des Jahres 1936, einmal im Zustand von 2006. Investoren haben ein Fußball-Trainingslager und ein Kinder-Fussballdorf ins Leben gerufen, nun trainieren hier Jugendliche, die davon träumen, selbst ein-

mal im Finale eines WM-Endspiels zu stehen. Aber das ist noch Zukunftsmusik. Gerade eben wird im Olympiastadion das Endspiel angepfiffen. Man hört die Massen jubeln.

Jana Simon

Im Musterdorf

Alt Rehse

1.

Die schmale Kopfsteinpflasterstrasse führt in die Idylle. Linden und Fachwerkhäuser mit Reetdächern säumen den Wegesrand. In der Mitte des Dorfplatzes stehen Klettergerüste aus Holz für Kinder, daneben ein paar Bänke für die Alten. Die Vorgärten schmiegen sich ohne Zäune aneinander. Sanft senkt sich das Land zum Tollensesee hin. Zwischen Dorf und See liegt still der grosse Park mit dem Schloss, exotische Bäume wachsen in den Himmel. Im Sommer singen die Vögel so laut, dass man sich die Ohren zuhalten mag.

Mehrere Male wollte Wolfgang Köpp schon wegziehen von diesem Ort. Morddrohungen habe er bekommen, sagt er. Öfter. Menschen schreiben ihm anonym: «Was Adolf nicht geschafft hat, machen wir jetzt mit dir.» Seine Frau wurde mit Telefonanrufen terrorisiert. Jahrelange Prozesse, Missgunst, Streit. Die dunkle Geschichte des Dorfes lässt Köpp nicht ruhen. Sie hält auch mehr als sechzig Jahre später die Menschen fest in ihrem Griff. Wolfgang Köpp senkt den Kopf, seine Hände klatschen auf die Armlehnen des Ledersessels. Doch er bleibt, sitzt in seinem

Wohnzimmer und wacht – über die Vergangenheit von Alt Rehse, einer Gemeinde mit 350 Einwohnern, 15 Kilometer vor Neubrandenburg, Mecklenburg-Vorpommern.

Köpps Füße ruhen in braunen Pantoffeln. Er ist 71, sein Kopf kahl, eine hohe Stirn, die Augen scheinen sich in der Mitte des Gesichts fast zu berühren. Vor ihm steht ein Teller mit Keksen. Seine Frau hat sie selbst gebacken. Köpps Stimme füllt den Raum, er mag ihren Klang, nach jedem Satz lässt er eine kurze Pause, als erwarte er Applaus. Er ist es gewohnt, dass man seinen Worten lauscht. Links von ihm auf dem Ledersofa liegen zwei Fuchsfelle, darüber hängt ein Ölgemälde, auf dem zwei Rehe äsen. Früher war Wolfgang Köpp einmal der Tierarzt von Alt Rehse, heute ist er Jäger, Dorfchronist, Freizeit-Historiker, er sammelt Dokumente, Bilder, Akten und schreibt Bücher. Neun sind es inzwischen, fünf davon bisher unveröffentlicht. Eine Martin-Bormann-Biografie ist gerade fertig geworden. Sein wichtigstes und gleichzeitig bekanntestes Werk handelt jedoch von seinem Dorf und dessen Geschichte.

Von Köpps Haus sind es etwa hundert Meter bis zum Park. Er wird von einem Zaun umgeben, ohne Erlaubnis darf niemand hinein. Dahinter harrt eingeschlossen wie in einem Bernstein die Vergangenheit, der Stolz und der Mangel des Dorfes zugleich – das, worüber Wolfgang Köpp schreibt, redet, diskutiert und wovon zu hören die meisten anderen Alt Rehser müde sind. In diesem Park stand von 1935 bis etwa Januar 1943 die «Führerschule der deutschen Ärzteschaft». Medizinhistoriker nennen sie die «Euthanasie-Schule». An die 20'000 deutsche Ärzte wurden hier in der NS-Rassenlehre geschult, in Fächern wie «Erb-

biologie und Rassenpflege», «Rassenpolitische Erziehung». In Alt Rehse wurde die geistige Grundlage für Zwangssterilisationen, Vernichtung «lebensunwerten Lebens» und medizinische Versuche an KZ-Häftlingen gelegt. Martin Bormann, Leiter von Hitlers Reichskanzlei, wohnte im Gutshaus, Rudolf Hess, Hitlers Stellvertreter, schaute öfter vorbei. Eine Eiche im Park wurde nach Alfred Rosenberg, dem NSDAP – Ideologen, benannt, der so gern im Freien dozierte. Auf Fotos aus dieser Zeit hängen Hakenkreuzflaggen von den Fachwerkgiebeln. Der Park gilt als einer der schönsten Mecklenburg-Vorpommerns. Schönheit und Schande eng umschlungen.

Wolfgang Köpp deutet hinaus, vor seinem Haus weht die Alt Rehser Flagge mit dem Wappen: Fachwerk, Fisch, Lindenblätter. Das Gute vereint. Köpp sagt, er habe nie dieses «ungute Gefühl» gehabt, das manche Besucher des Dorfes beschreiben, dieses leichte Schaudern, vielleicht auch Scham. «Häuser und Bäume können nichts für die Geschichte», sagt er. Köpp streicht mit seinen Händen unruhig über die Armlehnen des Sessels. Auf und ab. Er ist ein pragmatischer Mensch, glaubt nicht an Böses, das sich in Orten festsetzt und nicht vergehen mag. Seine Welt stützt sich auf Bücher, Fakten, Materialien. Im Augenblick ist er nicht besonders gut gelaunt, draussen vor dem Fenster regiert seit Sommer 2004 der andere, der neue Bürgermeister, Martin Aug. Köpp nennt ihn nur den «Dümmerling» ohne Sensibilität für die Vergangenheit. Wolfgang Köpp war selbst einmal sieben Jahre lang Bürgermeister. Im Stillen ist er es noch immer. Nun muss er dabei zusehen, wie

der Park verkauft, die Vergangenheit zurückgelassen werden soll, ohne dass er etwas mitentscheiden kann. Köpp hebt den Kopf. Zum Glück habe er noch ein paar Freunde im Dorf, sagt er.

2.

Nicht weit von Köpps Wohnzimmer entfernt schmücken der neue Bürgermeister, Martin Aug, seine zweite Stellvertreterin und seine Frau gerade das Dorfgemeinschaftshaus für eine Seniorenfeier. Die Frauen decken die Tische ein, der Bürgermeister hängt bunte Papierschlangen auf. Augs Wangen sind gerötet, er trägt die blonden Haare kurz und saugt an einer Zigarette. Er ist dreiunddreissig und nennt Wolfgang Köpp nur den «Herrn Doktor», als scheuten seine Lippen dessen Namen. Köpp, der Unausprechliche. Die Grausamkeit kleiner Dörfer: Jeder sieht jeden jeden Tag, Fluchtmöglichkeiten gibt es kaum. Freundschaften und Feindschaften, Hass und Liebe auf engstem Raum. Gerüchte blühen und vergehen. Köpp sei der einzige, der an der Vergangenheit verdiene, heisst es im Dorf. Ausserdem hat Aug gehört, dass Köpp versucht habe, seinen Wahlsieg zu verhindern. Bekannten Alkoholikern des Ortes habe er eine «Buddel» geboten, wenn sie gegen ihn – Aug – stimmen würden. Und im Gasthof habe er einen ausgegeben, der «Herr Doktor». Alt Rehse ist nun gespalten, gespalten im Streit um die Zukunft des Parks und um die Frage, wie viel Erinnerung an die unangenehme Vergangenheit nötig ist. Aug möchte den Park an einen Investor verkaufen, der Arbeitsplätze schafft, alles andere ist

ihm ziemlich egal. Er verhandelt mit dem Bundesvermögensamt, dem das Gelände gehört. «Geschichtsaufarbeitung ist das eine, aber man muss sie nicht übertreiben», sagt er. Seine zweite Stellvertreterin nickt. Am liebsten würde er über die Vergangenheit schweigen. Es soll endlich Ruhe herrschen, keine Störungen der Verkaufsgespräche. «Ausserdem ist das Dorf erst durch seine Geschichte so schön geworden», sagt er. Es wurde in der Nazizeit direkt neben der «Reichsärzte-Führerschule» als «Musterdorf» aufgebaut.

Aug, gelernter Elektromonteur, ist wie seine zweite Stellvertreterin arbeitslos, beide sind froh, dass sie wieder eine Aufgabe haben. Man gäbe sich sonst auf. Die zweite Stellvertreterin liest jetzt auch den Wirtschaftsteil der Zeitung. Sie sitzen an dem langen Holztisch im Dorfgemeinschaftshaus, trinken Wein, rauchen und träumen von Tourismus, Wellness, Ferienwohnungen in ihrem Park. Aug denkt darüber nach, ob man die Geschichtsführungen dann nicht abschaffen müsste, und der Gedenkstein im Park, nun ja, der müsse vielleicht verlegt werden, wenn der Investor das wünsche. Es klingt fast ein wenig verzweifelt. Die Jugend flüchtet aus der Gegend, die Arbeitslosigkeit ist hoch. Ein Investor scheint hier allmächtig. Erinnern hemmt da irgendwie. Es ist gut, dass Köpp diese Sätze nicht hören kann. Aug und er sprechen nicht miteinander.

Wolfgang Köpp hat 3'000 Menschen pro Jahr durch den Park geführt, darunter auch potenzielle Käufer. Ein ehemaliger Stasimann bot 200 Millionen für eine Sportschule und verschwand, ein Amerikaner wollte investieren, Nachforschungen von Köpp ergaben, dass der angegebenen Konto-

verbindung nicht zu trauen war. Einmal schrieb Köpp an Franz Beckenbauer, er dachte an eine Fußballschule im Park. Beckenbauer schickte einen ehemaligen ostdeutschen Fussballer nach Alt Rehse. Köpp hat nach dem Besuch nie wieder von ihm gehört. Und nun hat er auch noch die «Schlüsselgewalt» verloren. Bei diesem Thema beginnt Köpps Stimme zu beben, die Hände knallen laut auf die Armlehne. Seine Frau blickt ihn besorgt von der Seite an. Das Bundesvermögensamt hat entschieden, dass Führungen durch den Park nur nach Anmeldung erlaubt sind. Im vergangenen Frühjahr schaute Gesundheitsministerin Ulla Schmidt vorbei und wollte ohne Vorankündigung den Park besichtigen. «Hätte ich sie draussen stehenlassen sollen?», fragt Köpp. Danach wurde er aufgefordert, den Schlüssel für den Park zurückzugeben. Diese Kränkung hat er bis heute nicht verwunden. Nur der Verein für die *Erinnerungs-, Bildungs- und Begegnungsstätte Alt Rehse* besitzt noch einen Schlüssel. Köpp ist Ehrenmitglied und findet, der Verein habe sich nicht genügend für ihn eingesetzt, er habe sich sogar ziemlich schäbig verhalten. Dieser Verein wurde 2001 gegründet und betreibt auch das Museum über die «Reichsärzte-Führerschule» im Gutshaus, viele Dokumente darin stammen von Köpp. Er erwägt, aus dem Verein auszutreten und sein Material aus dem Museum zu entfernen.

3.

Nun führt René Jambor durch den Park. Er ist 39, Verhaltenstherapeut, Angestellter des Vereins. Er trägt eine rote Daunenweste, Jeans und sagt über Wolfgang Köpp, der sei eine «streitbare Persönlichkeit». Er nennt ihn «Doktor Köpp». Jambor steht vor dem Gutshaus, umringt von einer Seniorengruppe aus Neubrandenburg. Er deutet auf den zweiten Stock des Guthauses. «Da hat Bormann gewohnt.» Die Senioren blicken seinem Finger nach. Weiße Spitzengardinen hängen im Fenster. Die Senioren staunen. Jambor schreitet mit schnellen Schritten voran, ein bisschen wirkt es, als wolle er vor der Gruppe fliehen. Vor dem Dorfgemeinschaftshaus macht er Halt. Es ist kalt, aus den Mündern der Senioren schweben weiße Wölkchen. Leider könne man das Haus nicht betreten, sagt Jambor. Der neue Bürgermeister wünsche dies nicht. Martin Aug hatte zuvor gesagt, wenn Gäste das Gemeinschaftshaus sehen wollten, müsse etwas im Dorf «hängen bleiben». Er meint Bargeld. Die Senioren treten von einem Fuss auf den anderen, sie blicken ein wenig erschrocken.

Selbst wann der Ort erstmals erwähnt wurde, 1170 (Köpp) oder 1182 (Aug), ist strittig. Sicher ist, dass ein Nachkomme des Märchendichters Wilhelm Hauff, Ludwig Freiherr von Hauff, das Lehensgut Alt Rehse 1897 kauft und das Schloss baut. Als der Freiherr stirbt, gibt es in der Familie Streit um das Erbe, das Gut ist nicht mehr zu halten. Die Freiherrin will 1933 verkaufen. Von dieser Absicht erfährt der Hauptgeschäftsführer des Hartmannbundes, einer Interessenvertretung der niedergelassenen

Ärzte Deutschlands. Mit der Hilfe von Martin Bormann und des Justizministeriums in Schwerin wird die Familie Hauff enteignet, aber vom Hartmannbund wenig später entschädigt. Der Hauptgeschäftsführer will in der Abgeschiedenheit eine Schule für politische Führer der neuen Ärzteschaft einrichten. Der Hartmannbund kauft das Gut 1934 (1936 geht er in der Kassenärztlichen Vereinigung Deutschlands auf), im selben Jahr beginnt im Park der Aufbau der «Führerschule der deutschen Ärzteschaft».

Kurz darauf werden die alten Landarbeiterhäuser abgerissen und das «Musterdorf» errichtet. Jedes der neuen Häuser trägt statt einer Hausnummer den Namen eines der Gaue, die für den Bau gespendet haben. Strassennamen gibt es bis heute nicht. Die Senioren lesen an den Türbalken der Häuser weisse Inschriften: «... errichtet im ersten Jahr ...» oder «... errichtet im zweiten Jahr...» steht da ins Holz geschnitzt. Gemeint sei das erste, zweite, dritte Jahr des «Tausendjährigen Reiches», erklärt Jambor. Zu DDR-Zeiten lagen die Inschriften unter fetten Farbschichten oder verbargen sich hinter Zierpflanzen. Nach dem Mauerfall haben die Alt Rehser sie wieder freigelegt. «Sie wollten sich der Vergangenheit stellen», sagt Jambor. «Sonst ist das Dorf aber schön, so sauber», sagt eine Dame aus der Seniorengruppe leise zu ihrem Mann.

Das Wachhaus am Eingang vom Park wird von einem hässlichen Vorbau verdeckt. Darunter verbirgt sich der SS-Spruch: «Meine Ehre heisst Treue». Im Klinkerstein sind Hakenkreuzmuster zu erkennen. Dahinter ruht der Park, sanfte Hügel, ein paar Ziegen und Schafe grasen auf dem Rasen. Die Senioren fotografieren. Vieles in Alt Reh-

se entblösst erst auf den zweiten Blick sein wahres Antlitz. Hinter der Lieblichkeit verbirgt sich oft der Abgrund. Das Schöne scheint leuchtender, um das Düstere zu überstrahlen.

René Jambor ist am Gedenkstein im Park angelangt. «Das Geheimnis unserer Erlösung ist die Erinnerung», steht darauf. Jambor zieht einen Zettel aus der Tasche, drückt die Knie gerade und zitiert die Einweihungsrede von Dr. Johannes Pel tret, dem stellvertretenden Leiter der «Reichsärzte-Führerschule», die er am 1. Juni 1935 an dieser Stelle hielt. «Der Arzt ist berufener weltanschaulicher Lehrer und Erzieher des deutschen Volkes ... Nahe liegt ein Vergleich der Juden mit den Tuberkelbazillen. Fast alle Menschen beherbergen Tuberkelbazillen, fast alle Völker Juden. Der Tuberkulose erliegen schwache Menschen eher als kräftige, die jüdische Infektion befällt nur rassistisch schwache Völker.» Und weiter: Die Führeraufgaben des deutschen Arztes seien, «dafür Sorge zu tragen, dass in die Volksgemeinschaft nur wertvolle Glieder in genügender Zahl aufgenommen werden bei Ausschluss der Untauglichen ... durch Verhinderung ihrer Fortpflanzung». Jambor lässt die Sätze wirken, die Senioren schweigen bestürzt. Die Gruppe steht vor einem riesigen Fachwerkbau, der aussieht, als sei er für Elefanten entworfen worden. Darin fanden Lehrgänge für die Ärzte statt. Was genau gelehrt wurde, kann niemand sagen. Sicher ist: In diesem Park wurden keine Menschen ermordet, es wurden Gespräche darüber geführt, wie viele Frauen man an einem Tag zwangssterilisieren kann. Jambor sagt, man könne nicht beweisen, dass einer, der hier gelernt habe, später an der

Rampe von Auschwitz oder Buchenwald stand. Aile Teilnehmerlisten sind verschwunden. Nur ein paar alte Lehrpläne existieren noch, und die Namen der Dozenten sind bekannt.

Jambor eilt weiter zum «Professorenhaus», die Senioren halten Abstand. Im «Professorenhaus» wohnte Hermann Alois Boehm, Professor für Pathologie, Erbbiologie und Rassenhygiene, Mitverfasser der «Nürnberger Gesetze». Es ist wieder ein niedliches Fachwerkhaus, nur die Garagentore scheinen neu. Eines der Kinder des Professors war geisteskrank. Bis 1939 lebte es zusammen mit der Familie in jenem Haus. Eines Tages war der Junge fort. Boehm hatte ihn der Euthanasie übergeben.

René Jambor deutet auf eine Wiese. Dort stand einmal das «Institut X», auch was darin erforscht wurde, weiss niemand genau. Der russische Marschall Schukow besuchte kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges Alt Rehse, liess alle Akten verladen und abtransportieren. Wolfgang Köpp vermutet, dass im Institut bakteriologische Forschungen eventuell zu Kriegszwecken betrieben wurden. Beweise gibt es keine. Die Soldaten Schukows zerstörten das Institut, das ganze Dorf sollte gesprengt werden. Dazu kam es nicht.

4.

Die Senioren haben aufgehört zu fotografieren, ihre Hände vergraben sie vor Kälte tief in den Manteltaschen. Sie sehen aus, als hätten sie gegen eine Tasse Tee nichts einzu-

wenden. Jambor beendet die Führung und begleitet die Gruppe aus dem Park hinaus zur Ausstellung *Alt Rehse und der gebrochene Eid des Hippokrates* im Gutshaus. Sie besteht aus wenigen Räumen mit ein paar Schautafeln darin. Graue Auslegware liegt auf dem Boden, die Decken wurden heruntergesetzt, so dass sie Teile der Fenster verdecken. Die Senioren frösteln. Der Verein könne sich keine Heizung leisten, sagt Jambor. Er hofft, dass das Museum bald Bundesgedenkstätte wird, dann gibt es mehr Geld. Jambor will die Ausstellung erweitern. Obwohl wenig Material über die «Reichsärzte-Führerschule» existiert. Nur ein paar Erinnerungsberichte von ehemaligen Teilnehmern in der Nazipresse, Lehrpläne und Fotos, auf denen Menschen in Trainingsanzügen und im Hitlergruss vereint vor der Fachwerkidylle posieren, haben die Zeiten überdauert.

Auf einem Schreibtisch in der Ausstellung liegt das Gästebuch. Eine der älteren Dame trägt sich ein und bedankt sich im Namen der Gruppe für die «interessante Führung», dann drückt sie René Jambor freundlich die Hand. Die Senioren verlassen das Dorf. Das Gästebuch bleibt aufgeschlagen, ein paar Seiten zuvor fragt ein anonym gebliebener Besucher aus Neustrelitz: «Haben wir durch die damaligen Versuche heute nicht viele Vorteile?» Einige Seiten weiter schreibt Doris Zutt, NPD-Bundesvorstandsmitglied: «Es wurde von Kinder-Euthanasie gesprochen. Wie nennt man die Kindestötung von gesundem Leben heute?» Ein anderer Gast ist nicht grundsätzlich gegen die «Reinheit der Rasse» und will ohne Furcht und Angst unter sei-

nesgleichen leben. Jambor schaut ein wenig ratlos. Er liest nur selten im Gästebuch.

Oft ist er nicht da, er hat die einzige bezahlte Stelle des Vereins. Die Türen des Museums stehen immer offen. Zweimal wurden schon die Spendengelder gestohlen. Im vergangenen Jahr besuchten 1'700 Menschen die Ausstellung. Jambor ist damit nicht zufrieden. Er wünscht sich einen Investor, der eine soziale Einrichtung im Park eröffnet und eng mit dem Verein zusammenarbeitet. Gegen mehr Touristen habe er auch nichts einzuwenden, sagt er.

Ähnlich wie Wolfgang Köpp hat er gehofft, dass Martin Aug nicht gewählt wird. Er findet, der habe sich mit der Geschichte des Ortes nicht genügend auseinandergesetzt. Der neue Bürgermeister ist zwar Mitglied im Vorstand des Vereins, hat dem Verein aber trotzdem den Zugang zum Gemeinschaftshaus verboten. Ein einzigartiger Vorgang, wie Jambor meint. «Eigentlich arbeitet er gegen uns», fügt er leise hinzu. Das solle man aber besser nicht schreiben.

Auch mit Dr. Köpp pflegt Jambor eine kleine Privatfehde. Es geht um eine Jahreszahl im Pflasterstein vor dem Dorfgemeinschaftshaus. Eigentlich weiss keiner mehr genau, worum es in diesem Streit geht, es scheint auch nicht wirklich wichtig. Aber alle Seiten arbeiten mit Papieren, Belegen, Archivauszügen. Die Vergangenheit scheint so mächtig, dass sich das Dorf bemüht, sie zu beherrschen, sie in Zahlen zu zwingen, um so Gewissheit, Sicherheit zu erlangen. Und sie entzieht sich immer wieder.

Draussen wird es allmählich dunkel. Wolfgang Köpp harrt in seinem Wohnzimmer. Er ist Thema fast jedes Gesprächs in Alt Rehse. Die meisten beziehen sich auf ihn, messen und reiben sich an ihm. Wie ein Geist scheint er, überall und nirgends. Beim Erzählen folgt er der eigenen Logik, Fragen lenken nur ab. Er genießt es, ab und an Lateinisches zu zitieren. Im Dorf kommt das nicht besonders gut an. Viele finden es arrogant. Köpp ahnt das wahrscheinlich, er kennt Alt Rehse gut. Als Tierarzt hat er oft das Vieh bei den Bauern auf dem Küchentisch operiert. Plötzlich steht Köpps Frau in der Tür, sie will jagen gehen. «Nimm das Handy und den Hund», bestimmt er knapp. Die Frau nickt.

Wolfgang Köpp wohnt seit 1971 im Dorf, im «Haus München», das er von Grund auf renoviert hat. Im Keller fand er an den Wänden russische Inschriften. Früher war dort mal ein Gefängnis. Davor wohnte der Stellmacher des Dorfes im Haus und nach dem Krieg dann Vertriebene und Zwangsarbeiter. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam die Bodenreform, und im Park zog in die Gebäude der «Reichsärzte-Führerschule» ein Kinderheim für Kriegswaisen. An diese Geschichte erinnern sich die Menschen in Alt Rehse gern. Sie klingt harmlos schön. «Es wäscht die Häuser rein», sagt Köpp, als gehe es um eine Dämonenaustreibung.

Es folgte ein Lehrerbildungsinstitut bis 1955, dann übernahm das Ministerium für Staatssicherheit den Park. Ab 1958 gehörte das Gelände der NVA, sie grub in den siebenziger Jahren Bunker in die Hügel, und Leistungssportler

trainierten in der Turnhalle. Das Schloss wurde ein «Erholungsheim für durchgeknallte Offiziere», wie Köpp es nennt. Manchmal tauchten sie im Ort mit dunklen Sonnenbrillen und in Begleitung von Krankenschwestern auf. Am Ufer des Tollensesees wurden Partys gefeiert, bei denen auch Honecker und der Aussenminister Kubas vorbeischauten. Volvos, Wolgas und Russenjeeps fuhren an Köpps Fenster vorüber. Der Park scheint anziehend für die Mächtigen aller Systeme.

Über die «Reichsärzte-Führerschule» sprach kaum jemand in all den Jahren. Zufällig stiess Köpp 1982 darauf, als er mit ein paar Nachbarn eine Dorfchronik zur 800-Jahr-Feier Alt Rehses schreiben wollte. Köpp drückt sich aus dem Sessel hoch und zieht die Chronik aus einem Regal. Sie hat einen blassbraunen Einband. Damals durfte sie zunächst nicht veröffentlicht werden. Dabei war das Kapitel über die Schule ganz kurz. Zwei unabhängige Gutachten wurden bestellt, und 24 Stunden vor der Feier konnte doch ausgeliefert werden. Eine Weile kehrte Ruhe ins Dorf ein. Bis zum 9. November 1989.

In der Nacht des Mauerfalls tagte eine Gemeindeversammlung. Böse Worte fielen an diesem Abend, fast gab es eine Schlägerei. Die Alt Rehser wollten endlich die Sportanlagen der NVA im Park nutzen. Ausserdem verdienten die Angestellten der Armee im Park mehr als die in den LPGs. Zwischen Park und Dorf lag plötzlich eine Schlucht. Wolfgang Köpp war froh, als er nach Hause konnte und die Bilder vom Mauerfall im Fernsehen sah. Mit der Vereinigung kehrte auch die Vergangenheit aus der Vergessenheit zurück. Aber zuerst wurde Köpp ar-

beitslos, sass die meiste Zeit vor seinem Haus auf der Bank und war schlecht gelaunt. Jeder Tag erschien wie eine unendlich lange Abfolge von Mahlzeiten. Bis die Vergangenheit Köpp rettete.

Anfang der neunziger Jahre trafen die ersten Briefe der Kassenärztlichen Vereinigung (KV) in Alt Rehse ein, die «ihr Dorf» zurückforderte. Sie sah sich als rechtmässigen Erben und Eigentümer. Die Menschen liefen zum «Doktor» und fragten, was sie tun sollten. Wolfgang Köpp suchte damals gerade nach Bauplänen seines Hauses und fand Material über den Aufbau der «Reichsärzte-Führerschule», kopierte und versteckte es. Er begann zu lesen, zu forschen, zu diskutieren und zu streiten. Es folgten jahrelange Prozesse. Köpp kann sie nicht mehr alle aufzählen, es waren zu viele. Wenn er von den Treffen bei Gericht erzählt, kneift er seine Augen zusammen. In diesen Augenblicken erinnert er ein wenig an einen alten Cowboy, der auf Rache sinnt. Die Kassenärztliche Vereinigung klagte bis zum Bundesverwaltungsgericht. In der Zwischenzeit zog die Bundeswehr als Nachfolger der NVA in den Park, im Schloss wohnten abermals Offiziere, diesmal aus dem Westen, die in den Osten versetzt worden waren.

Wolfgang Köpp wurde Bürgermeister und fing an, Bücher zu schreiben. Die LPG machte dicht, es wurde wie in vielen ostdeutschen Dörfern und Städten eine Beschäftigungsgesellschaft gegründet. Die neuen Arbeitslosen hatten viel Zeit, sich ihrem Dorf zu widmen, sie legten die zugewachsenen, verborgenen Inschriften frei, renovierten das Dorfgemeinschaftshaus und pflegten ihre Gärten und Häuser. Schliesslich beteiligte sich Alt Rehse am Wettbe-

werb *Unser Dorf soll schöner werden* und gewann. Köpps Stimme hebt sich heute noch, wenn er von den vielen missgünstigen Neidern spricht, die kritisierten: Nun sei das Nazi-»Musterdorf« wieder Modellbeispiel. «Die Häuser können nichts dafür», wiederholt Köpp. Auch von den damaligen Einwohnern lebt heute niemand mehr im Ort.

Der Kampf mit der Kassenärztlichen Vereinigung ging weiter, die Privathäuser wurden irgendwann von den Besitzansprüchen ausgenommen, und es ging nur noch um den Park. Der letzte grosse Arbeitgeber des Ortes, die Bundeswehr, zog 1998 aus, und die KV bekam 2002 den Park zugesprochen. Kurz darauf gab sie den Park an den Bund zurück.

Finden viele Alt Rehser die Entdeckung der Vergangenheit zu Beginn noch interessant, vielleicht sogar aufregend, stört sie jetzt deren unheimliche Kraft, die Geldgeber abschrecken und alles «Gute» in den Hintergrund drängen könnte. Gerüchte kommen auf: Köpp würde mit seinen Büchern viel Geld verdienen. Sie ahnen nicht, dass er einen Kredit aufnehmen musste, um sie zu veröffentlichen. Keiner fragt nach. Und Köpp seinerseits geht auch auf niemanden zu. So bleibt alles in vereinter Zwietracht. Zwei verschiedene Websites des Dorfes gibt es, eine von der Gemeinde, eine von Köpp, und zwei verschiedene Schreibweisen: Alt Rehse mit und ohne Bindestrich.

Es ist dunkel im Zimmer, nur eine Lampe leuchtet schwach. Wolfgang Köpp nimmt noch einen Keks vom Teller. Was ist sein Wunsch für die Zukunft des Parks? Er faltet die Hände vor seinem Bauch, hebt den Kopf.

Er könnte sich ein SOS-Kinderdorf vorstellen, das Sozialwerk der Bundeswehr oder eine Reha-Einrichtung für kluge Behinderte. Etwas, das Geschichte, Moral und Ethik verbindet. Er macht sich Sorgen, was der neue Bürgermeister mit dem Park vorhat, wenn etwa das Gelände parzelliert oder an einen Neureichen verkauft würde ohne Sinn für die Vergangenheit. Dann muss Köpp grinsen: «Aug befürchtet, ich würde Investitionen verhindern.» Aber Aug sei auch nicht aus Alt Rehse, sondern ein Zugezogener, der nur eingeehretet habe.

KöpPs Frau kehrt von der Jagd zurück, die Haare kleben nass an ihrem Kopf. Sie habe ein Reh angeschossen, presst sie hervor. Es sei aber nicht ganz tot. «Nimm den Hund und ruf den Förster an», sagt Köpp. Sie nickt und verschwindet.

6.

Martin Aug und seine zweite Stellvertreterin sitzen noch immer beim Wein, in jedem zweiten Satz erwähnen sie den Unaussprechlichen. «Die Leute kommen zu mir und sagen: Der Doktor redet immer Latein. Wir verstehen ihn nicht», erzählt Aug. Die zweite Stellvertreterin schaut auf den Tisch, ihr ist bei der Kritik nicht ganz wohl. «Aber an das Wissen vom Doktor reicht keiner im Dorf heran», sagt sie. Es ist auch ein Kampf der Generationen, die Alteren nehmen den jungen Martin Aug nicht wirklich ernst, und der alte Köpp geht vielen auf die Nerven. Junge gibt es kaum noch im Dorf. Ausserdem wohnt Aug nicht in Alt Rehse, sondern im Nachbardorf Wustrow.

Aug zieht an seiner Zigarette und bläst den Rauch in die Luft, er redet schnell, eindringlich, Sätze und Worte fließen ineinander. Die «Reichsärzte-Führerschule»? «Das ist Geschichte», sagt er. Und noch was, er habe sich sagen lassen, dass die, die damals in der Schule gearbeitet hätten, immer nett zu den Dorfbewohnern gewesen seien. «Die haben die gar nicht als böse empfunden.» Die zweite Stellvertreterin nickt heftig. «Die Vergangenheit ist so bedrückend, so schwerwiegend», sagt sie leise. Nun nickt Aug. Und Köpp? Aug drückt den Rücken gerade, sein Blick richtet sich ins Nirgendwo: «Er ist ein angesehener Mann des Dorfes. Er sollte seine letzten Tage genießen.»

7.

Am nächsten Tag besucht Marianne Neinass Alt Rehse. Sie ist Sachbearbeiterin beim Bundesvermögensamt, zuständig für den Verkauf des Parks, und zeigt das «Objekt» ein paar Journalisten. Zwei weitere Damen vom Bauamt und vom Kreisamt stossen hinzu und dann auch Bürgermeister Aug. Ohne Zeugen redet kein Zuständiger mehr über den Park, die Zukunft und die Vergangenheit. Zu sensibel das Thema. Neinass fährt mit ihrem Auto zum Tblensesee hinunter. «Stellen Sie sich mal auf den Steg. Ist das nicht idyllisch hier?», fragt sie. Die letzte Ausschreibung ist im Dezember 2004 zu Ende gegangen, Neinass hat mehreren potenziellen Investoren das Objekt gezeigt. Drei sind in der engeren Wahl. Ihre Namen und Pläne für den Park mag sie noch nicht verraten. Sie sei angehalten,

an den Meistbietenden zu verkaufen, sagt sie. Der Meistbietende ist nicht unbedingt der mit dem besten Konzept. Eine Auktion wie bei dem Nazi-Seebad Prora wolle man aber auf jeden Fall verhindern. Denn dann habe man gar keinen Einfluss mehr auf den Käufer.

Nach der Tour treffen sich die Damen vom Amt und Aug vor den Toren des Parks. Der Bürgermeister trägt einen neuen schwarzen Anorak. Er sieht aus, als habe er sich für diesen Anlass fein gemacht. Man unterhält sich im Freien, der Wind ist eisig. Im Gemeinschaftshaus gegenüber feiern gerade die Senioren des Dorfes. Die Dame vom Bauamt sagt, das Museum, müsse «gedanklich vom Park getrennt werden». Aug stimmt zu: «Der Verein braucht den Park nicht zur Vergangenheits-Aufarbeitung.» Der Park soll für den Investor jungfräulich erscheinen, von jeder Vergangenheit gereinigt. Die Frau vom Kreis fügt hinzu: «Wir müssen darauf achten, dass nicht irgendwelche Neonazis den Park kaufen.» Für einen Augenblick herrscht stiller Schrecken in der Runde. Marianne Neinass vom Bundesvermögensamt hebt die Schultern, ganz ausschließen könne man das nie. Über Strohmänner sei vieles möglich.

Die Damen werden unruhig, es ist zu kalt, Bürgermeister Aug muss auch weiter. Sie verabschieden sich hastig. Es wirkt, als seien sie froh, dass dieser Termin vorüber ist. Hinter ihren Rücken ruht der Park. Stille ist ein Geräusch.

Peter Glaser

In der Heeresversuchsanstalt Peenemünde

Täuschungen

Die ersten Gewalten verliefen horizontal. Mächtige Gletscher schoben sich vor knapp zwei Millionen Jahren aus Skandinavien über das Gebiet der heutigen Ostsee bis tief nach Norddeutschland hinein, und als das Eis schmolz, ging das aufgeschobene Geröll auf Grund.

Die Gegend verlandet immer noch, an den Rändern des Peenestroms setzt sich nach wie vor viel Sand ab. Dieser Sand und Vorspülungen der Abfallschlämme des Kraftwerks haben eine der vielen Mythen um diesen geheimnisvollen Ort entstehen lassen. Das Kohlekraftwerk, einst das modernste und leistungsfähigste Europas, war 1942 ans Netz gegangen und lieferte Energie für die *Heeresversuchsanstalt Peenemünde*, ein einzigartiges, 20 Quadratkilometer umfassendes Forschungszentrum für Militärtechnik.

Angeblich konnten die Peenemünder Ingenieure, um feindliche Bomber in die Irre zu leiten, sogar die Küstenlinie verschieben, durch ein System aus Dämmen und Flußbecken. In der Nacht vom 17. auf den 18. August

1943 seien deshalb die meisten der Bomben, die britische Flieger bei ihrem ersten Angriff auf Peenemünde niedergehen liessen, auf unbewohntes Gebiet gefallen. 600 Bomber warfen in dieser Nacht mehr als 10'000 Sprengbomben und ungezählte Brandbomben auf die Nordspitze der Insel Usedom. Der Angriff kostete 735 Menschen das Leben.

Die Schäden an den Anlagen hielten sich in Grenzen, nur dass es keine fahrbare Küstenlinie gewesen war, die den Bomberbesatzungen das Zielen erschwert hatte, sondern die Dunkelheit und der Rauch der Brände.

Manche behaupten sogar, dass Teile der Anlagen durch raffinierte Spiegel unsichtbar gemacht werden konnten. Das erzählt Dieter Fenzel, der mich an einem schneidend kalten Winternachmittag durch das Historisch-Technische Informationszentrum führt, das inzwischen in dem Kraftwerk eingerichtet wurde.

Fenzel lächelt, alles Märchen. Obwohl die Kunst des Täuschens im Krieg selbstverständlich ihre Anwendungen fand. So verfügte das Kraftwerk über eine Vorrichtung, die verhinderte, dass Dampf oder Qualm aus den Schornsteinen wölkte und verriet, dass die Anlage in Betrieb war. Um das britische Militär im falschen Glauben zu lassen, entschloss man sich nach der Bombennacht, die äusseren Beschädigungen nicht zu reparieren. Es sollte der Eindruck eines vollständig zerstörten Werks erweckt werden. Prüfstände und Flüssigsauerstoffproduktion waren fast unbeschädigt geblieben, nach kurzer Zeit konnten die Tests wieder aufgenommen werden.

Der Bombenangriff setzte die Verlagerung der Raketenproduktion unter die Erde in Gang. Im Fels des Kohnstein nördlich des thüringischen Nordhausen hatte die *Wirtschaftliche Forschungsgesellschaft* (Wifo) seit 1936 ein unterirdisches Treibstofflager für die Wehrmacht ausbauen lassen. Tausende Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge begannen schon zehn Tage nach dem Bombenangriff unter unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen in den riesigen Katakomben ein Raketenwerk zu errichten, das Arbeitslager «Mittelbau Dora», und dort ab Januar 1944 die Raketen zusammenzubauen, die in der *Heeresversuchsanstalt Peenemünde* immer weiter entwickelt und perfektioniert wurden.

Siebeneinhalb Ringe

Das Dorf Peenemünde befindet sich am äussersten Nordwesten der Insel, auf dem so genannten Peenemünder Haken zwischen Peenestrom, Greifswalder Bodden und Ostsee. Die Umrisslinie auf der Karte erinnern an den Kopf eines Raubvogels. Funde belegen, dass der Peenemünder Haken seit etwa vier Jahrtausenden besiedelt ist; allerdings sind die Steinwerkzeuge, die im Swinemünder Kreismuseum aufbewahrt wurden, seit Kriegsende verschollen. Zur Jagd auf Wildschwein und Auerochsen gingen die Steinzeitmenschen mit Pfeil und Bogen oder einem Wurfspiess. Vierzig Jahrhunderte später sollte hier eine neue Art von Wurfspiess gebaut werden, zur Jagd auf Menschen, und um ihn bis auf den Mond zu schleudern.

1282 wurde Peenemünde erstmals urkundlich erwähnt. Vierzig Jahre zuvor ist zum ersten Mal der Einsatz von Raketen dokumentiert. Die Chinesen setzten sie bei der Belagerung ihrer Stadt Kaifeng gegen die mongolischen Angreifer ein. In den Brennpunkt der Geschichte geriet Peenemünde erst im Dreissigjährigen Krieg. Am 26. Juni 1630 landete der schwedische König Gustav II. Adolf hier mit 13'600 Soldaten. Die Herrschaft über das Dorf wechselte zwischen Schweden, Preussen und Dänen; die Einwohner gingen ihrer Arbeit als Fischer nach.

1905 wurde der erste Teil des «Peenemünder Goldschatzes» gefunden. Beim Pflanzen von Kiefern stiess eine Berta Lüder auf zwei ganze goldene Ringe und einen halben, für die sie 120 Mark Finderlohn vom Besitzer des Waldes erhielt. Bei einer Nachsuche entdeckten Forstarbeiter drei Jahre später im losen Dünensand fünf weitere Ringe.

Die Frau im Mond

Das 20. Jahrhundert leuchtet vor jungen Menschen, deren Begeisterung an technischen Neuerungen entflammt ist. Ein paar von ihnen haben das ganze Jahrhundert in Brand gesteckt.

Jede neue Technik hat eine Welle der Euphorie ausgelöst. Der Kulturwissenschaftler Lewis Mumford schrieb: «In meiner Jugend las ich ‚Modern Electrics‘, und die neuen Mittel der drahtlosen Kommunikation nahmen meine Jünglingsphantasie gefangen. Nachdem ich meinen ersten

Radioapparat zusammengebastelt hatte, war ich hocherfreut, als ich tatsächlich Botschaften von nahegelegenen Stationen empfing, und ich fuhr fort, mit neuen Geräten und Anschlüssen zu experimentieren, um noch lautere Botschaften von weiter entfernten Sendestationen zu empfangen. Aber ich machte mir nie die Mühe, das Morsealphabet zu lernen oder zu verstehen, was ich da hörte.»

Technikfaszination hat mit Vernunft nichts zu tun, auch wenn sie sich stets elegant und verführerisch in Vernunft und Wissenschaftlichkeit hüllt. Auch die Leidenschaft für die Raketenentwicklung, deren Glut die von ihr Befallenen in Peenemünde voll entfachen konnten, liess Sinnfragen unbedeutend wie Asche erscheinen.

In Peenemünde liess sich der Fortschritt Zeit. Das Dorf wurde erst 1928 elektrifiziert. Im Jahr darauf war der Film *Frau im Mond* von Ufa-Regisseur Fritz Lang der Hit der Kinosaison. Während draussen die Weltwirtschaftskrise dräute, konnte man sich von der Lichtspiel-Illusion eines deutschen Raumschiffs einfangen lassen, das zum ersten Mal zum Mond fliegt. Zu den faszinierten Besuchern des Films gehörten die Mitglieder des privaten *Vereins für Raumschiffahrt* in Berlin – Männer wie Max Valier, der alles, was fahrbar war, mit einem Raketenantrieb versah und bei einer Explosion in seinem Labor ums Leben kam, Hermann Oberth, der mit seinem Buch *Die Rakete zu den Planetenräumen* das Pionierwerk der Raketenidee verfasst hatte. Und der junge Wernher von Braun.

Die Raketenbegeisterung im Deutschland der zwanziger Jahre war immens. Es gab Romane, Filme, Vereine, Zeitschriften und spektakuläre Vorführungen. Die Ufa hatte Oberth fast 20'000 Mark gezahlt, um eine zwei Meter lange Rakete zu bauen, die anlässlich der Premiere der *Frau im Mond* zu Reklamezwecken gestartet werden sollte (was nicht klappte).

Inzwischen hatte sich das Heereswaffenamt für Raketen zu interessieren begonnen. Die Reichswehr suchte nach Möglichkeiten der Wiederbewaffnung, mit denen sich die Beschränkungen der Versailler Verträge umgehen liessen. Von Raketen stand nichts in den Verträgen – als sie abgefasst wurden, gab es die neue Technik noch gar nicht. Die Raketenfreunde, allen voran Wernher von Braun, liessen sich auf einen faustischen Pakt mit dem Militärapparat ein.

So wie sich für jemanden, der Stanley Kubricks *2001 – Odyssee im Weltraum* gesehen hat, der Strauss-Walzer *An der schönen blauen Donau* gedanklich nicht mehr von einem weissen Raumschiff trennen lässt, das sanft auf dem Mond landet, lässt sich Peenemünde nicht mehr trennen von der Person Wernher von Braun.

Im Dezember 1935 hatte der 23jährige ein paar freie Tage bei seinen Grosseltern verbracht, die ein Gut auf dem Festland besaßen, in Wehrland bei Anklam. Peenemünde gehörte zum Jagdgebiet seines Grossvaters, so lernte Wernher von Braun den nördlichen Teil der Insel Usedom kennen. Er erkannte die Vorteile der Gegend. Die abgelegene Lage machte sie zum idealen Standort für ein Testge-

lände – mit Abschussrichtung auf die Pommersche Buch. Später sagte er dazu: «Es war Liebe auf den ersten Blick.»

Nach Norden

Von Berlin kommend über Pasewalk und Anklam, vorbei am Reif auf ostvorpommerschen Feldern nach Wolgast und über eine blaue Klappbrücke auf die Insel Usedom. Nach einem Augenblick habe ich auch schon wieder vergessen, dass ich auf einer Insel bin. Ein Blumenladen, sonst kaum Marktgeschehen. Was machen die Leute, die hier leben? Tourismus. Und Raketenteile sammeln. Bei Peenemünde gibt es die schönsten Sandstrände auf Usedom.

Von Karlshagen nach Norden in Richtung Peenemünde säumt ein neuer Radweg die Strasse, dahinter ziehen überwucherte Gleise entlang. Mitten im Wald Bahnsteige, hier standen die Werkshallen. Weiträumig sind Geländebereiche eingezäunt, «Betreten verboten! Der Eigentümer – Bundesvermögensamt Rostock». Neben den Metallgattern sieht man den Maschenzäunen an, dass sie ständig übertreten werden. Die Birken und Kiefern dahinter sind jünger als der Krieg. Lehm-pisten und die Reste betonierter alter Wege führen durch die Natur, die sich der letzten Relikte der Heeresversuchsanstalt angenommen hat.

Als hier noch Raketen gemacht wurden, fuhr die Usedomer Bäderbahn im S-Bahn-Rhythmus nach Peenemünde.

Heute enden die modernen blauweissen Dieseltriebwagen an einem melancholischen Ort mit ehemaligen NVA-Kasernen und graubraunen Mehrfamilienhäusern. Das Dach der alten Kapelle beim Bahnhof erinnert an eine jener Mercury-Raumkapseln, in denen die Amerikaner ihre ersten Astronauten ins All schossen.

Ein prominenter Teil der Bahn ist vor Kurzem aus Bayern wieder nach Usedom gerollt. Das Museum der Deutschen Bahn in Nürnberg hat leihweise einen Triebwagen der vormals Peenemünder Werkbahn zur Verfügung gestellt. Mit diesem Zug war Anfang 1945 die technische Entwicklungsmannschaft um Wernher von Braun vor der anrückenden Sowjetarmee von Peenemünde aus nach Süddeutschland geflüchtet.

Neben den nahe gelegenen, elegant sanierten Kaiserbädern Ahlbeck, Heringsdorf und Bansin wirkt Peenemünde prosaisch. Die Phantasie wird auf die Maschinen fokussiert, die hier entwickelt wurden; kaum etwas lädt ein sich vorzustellen, wie junge Forscher an diesem Ort in den vierziger Jahren Hochtechnik erforschten und bauten und sich nach Dienstschluss dem angenehmen Strandleben hingaben. Auch das müsste man musealisieren. Und vielleicht müsste man ein ganz eigenes Museum erfinden für die Lebenslüge des Wernher von Braun, das Wunderkind hinter der angeblichen Wunderwaffe, der nach dem Ende des Nazispuks behauptete, die V2 sei eigentlich keine Waffe, sondern eine Mondrakete gewesen.

Ein flüchtiger Anfang ist gemacht. Wissenschaftler, die in Peenemünde gearbeitet und gelebt haben, erinnern sich

auf einem Video, das man im Kraftwerk sehen und kaufen kann.

Raketenfreunde, Raketen für Feinde

Nach der Machtergreifung Hitlers 1933 wurde Raketenforschung Geheimsache und durfte nur noch unter Federführung des Militärs erfolgen. Der Raketenflugplatz des *Vereins für Raumschiffahrt* am Tegeler Weg hatte zuvor schon häufiger Besuch von hochrangigen Militärs erhalten. Im Frühjahr 1930 war Diplomingenieur Walter Dornberger im ballistischen Referat des Heereswaffenamtes eingestellt worden. Dornberger, im Ersten Weltkrieg Artillerist, wollte eine Fernrakete, die im Vergleich zu den bisher leistungsfähigsten Geschützen die hundertfache Menge an Sprengstoff über die doppelte Entfernung tragen sollte.

Ende 1932 überzeugte er Wernher von Braun, als ziviler Mitarbeiter nach Kummersdorf zu kommen, wo das Militär eine eigene «Versuchsstelle West» unterhielt und Flüssigkeitsraketen testete. Der Raketenflugplatz Berlin wurde im Juni 1934 zwangsweise geschlossen. Raketenfreund Rudolf Nebel, der gegen die militärische Ausrichtung der Entwicklung war, blieb verbittert zurück.

Anfang 1936 wurde mit den Bauarbeiten für die *Heeresversuchsanstalt Peenemünde* begonnen. Nun verliefen die Gewalten vertikal. Die Rakete *Aggregat 4* (A4) war ein Projekt mit einer klaren Vorgabe: eine Fernwaffe, die eine

knappe Tonne Nutzlast vulgo Sprengladung zielgenau über eine Mindestentfernung von 200 bis 300 Kilometern tragen sollte. Technischer Direktor der Heeresversuchsanstalt wurde 1937 der 25-jährige Dr. Wernher von Braun.

Auf dem Areal entstanden neben dem Kraftwerk, dem Sauerstoffwerk und einem eigenen Hafen verschiedene Verwaltungsgebäude, Werkstätten, Fertigungshallen, die Prüfstände und verschiedene Bunker. Der Prüfstand VII mit einer eigenen Werksbahn wurde später die wichtigste Startanlage der A4-Rakete.

Im Mai 1937 kamen knapp 80 Ingenieure und Techniker aus Kummersdorf nach Peenemünde; bis 1939 wuchs ihre Zahl auf 1'200. Ab 1940 übernahm Reichsgrossbaumeister Albert Speer die Bauleitung. 1943 arbeiteten in Peenemünde zwischen 10'000 und 15'000 Menschen.

Es war der modernste Rüstungsbetrieb der Welt. Die Halbinsel war in die Bereiche Peenemünde West (Erprobungsstelle der Luftwaffe) und Peenemünde Ost (Heeresversuchsanstalt) aufgeteilt, wo die Teilstreitkräfte auch unabhängig voneinander Versuche durchführten. Die Wissenschaftler lebten in einer Wohnsiedlung innerhalb der Sperrzone. Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter waren in einem Barackenlager oder unter der Fertigungshalle untergebracht.

Nach etlichen Fehlschlägen stieg am Nachmittag des 3. Oktober 1942 eine A4-Rakete von 14 Metern Länge in den klaren Herbsthimmel. Auf die Verkleidung war auf Höhe

der Triebwerksbrennkammer eine nackte Frau in schwarzen Seidenstrümpfen gemalt, die sich auf einer Mondsichel räkelt. Die Rakete erreichte vierfache Schallgeschwindigkeit und tauchte fünf Minuten später 192 Kilometer entfernt in die Ostsee ein. Erstmals hatte ein Flugkörper den Saum des Weltalls gestreift.

Chirurgen, Mörder, schöne Physik

Im März 1939 hatte Hitler Peenemünde besucht. Obwohl ihn die Vorführungen beeindruckten, war er nicht vom Erfolg der Rakete zu überzeugen. Zehn Jahre zuvor hatte er Max Valier kennengelernt und dessen Raketenversuche als Spinnereien abgetan.

Misserfolge der deutschen Militärs gegen die Alliierten forcierten danach den Übergang vom Krieg zum Terror, den Übergang von der geregelten Unmenschlichkeit zur ungezügelter Unmenschlichkeit. Wernher von Brauns Förderer Walter Dornberger betonte bereits Mitte 1941, dass neben der «materiellen Wirkung» ein Raketenbeschuss «grösste moralische Erfolge» erzielen würde.

Im März 1943 träumte Hitler, dass die A4 England niemals erreichen würde, aber nach einem Vortrag Dornbergers und von Brauns am 7. Juli 1943 im Führerhauptquartier erkannte er die Bedeutung des Projekts. Das A4-Programm erhielt die höchste Dringlichkeitsstufe. Am frühen Abend des 8. September 1944 wurde die erste A4 in der Nähe von Den Haag mit Ziel England gestartet und schlug

im westlichen Londoner Stadtteil Chiswick ein. Goebbels' Propagandaministerium taufte die A4 in «Vergeltungswaffe 2» (V 2) um.

Insgesamt kamen durch die V 2 in den knapp sieben Monaten ihres Einsatzes mindestens 6'000 Menschen ums Leben. Weit mehr Opfer als ihr Einsatz forderte allerdings die Produktion der Rakete. In den unterirdischen Mittelwerken wurden von August 1944 bis März 1945 im Schnitt mehr als 700 Raketen pro Monat produziert, insgesamt fast 6'000 Stück. Von den eingesetzten 60'000 KZ-Häftlingen und Zwangsarbeiten! kamen dabei 20'000 ums Leben.

«Wir hatten nicht das Gefühl, dass wir eine Vergeltungswaffe entwickelten», erinnert sich der Peenemünder Ingenieur Ernst Stuhlinger, nachmals einer der deutschen Chefwissenschaftler bei der NASA. «Unser Ziel war eine leistungsstarke, steuerbare, hochpräzise Rakete.» Wernher von Braun sagte später: «Die Wissenschaft hat keine moralische Dimension. Sie ist wie ein Messer. Wenn man es einem Chirurgen und einem Mörder gibt, gebraucht es jeder auf seine Weise.» Die Gleichsetzung von technischem und moralischem Fortschritt gehört zu den Charakterzügen des neuen, technokratischen Menschentyps, der die eigentliche schreckliche Erfindung dieser Zeit war, die Rakete und ihre Produktionsbedingungen ihr alle Grenzen überflutender Schatten.

Ebenso gehört der Versuch, die Verantwortung für seine Erfindungen von sich zu weisen oder sie zu neutralisieren, zu den Charakterzügen des Technokraten.

Der technokratische Wissenschaftler lebt und denkt wie in einer Schneekugel. Er sieht, was rund um ihn herum vor sich geht, aber da ist diese gläserne Wand ... Dieser Eskapismus und Opportunismus war natürlich nicht nur auf deutsche Ingenieure beschränkt. «Lasst mich in Ruhe mit euren Gewissensbissen», wies etwa im Frühsommer 1945 der Kernforscher Enrico Fermi Einwände von Kollegen gegen den Bau der Atombombe zurück – «Das ist doch so schöne Physik.»

Der Furor der Nationalsozialisten jedoch, das Vernichten auf allen Ebenen zu industrialisieren, von den Todesfabriken der Konzentrationslager bis zur militärisch unsinnigen V2, die puren Terror produzierte, war unvergleichlich. Während ihrer kurzen Herrschaft gelang es Hitler und seinen Handlangern, menschliche Werte zu kontaminieren und gesunde Hemmungen aufzulösen, die Kulturvölker im Lauf von Jahrtausenden aufgebaut hatten, um sich vor ihren eigenen destruktiven Fantasien zu schützen.

Spaziergang

Die Museumsdichte in Peenemünde ist beeindruckend. Drei Strassen führen durch den Ort, die meisten Wohnungen sind verlassen, aber es gibt fünf Museen. Die «Museumsstrasse» ist an einer kleinen Kreuzung zweimal ausgeschildert, daneben steht sicherheitshalber noch ein grosses Schild: «MUSEUM».

Zu DDR-Zeiten war Peenemünde wieder Sperrgebiet, das Jagdgeschwader 9 war hier stationiert. Nachdem Geschwader 9 im Dezember 1990 aufgelöst worden war, entwickelten sich einige der ehemaligen NVA-Offiziere zu Naturschützern, Gastronomen – und zu Museumsenthusiasten. Sie trugen alles zusammen, was mit Raketenentwicklung zu tun hat, den Blick immer strikt auf die Technik gerichtet. Mit Lehrlingen der Peene-Werft wurde eine A4-Rakete in Originalgröße nachgebaut, sie steht heute neben der Bunkerschaltwarte vor dem Kraftwerk. 1991 eröffnete in der Bunkerwarte das *Historischtechnische Informationszentrum Peenemünde*. Der Erfolg war phänomenal.

Zum 50-jährigen Jubiläum des ersten erfolgreichen Starts einer A4 wollte die Deutsche Luft- und Raumfahrtindustrie in Peenemünde die Geburtsstunde der Raumfahrt feiern. Internationale Proteste verhinderten die Party. Ein Staatssekretär im Verteidigungsministerium musste gehen, ein ursprünglich für Peenemünde entworfener *Space Park* wurde nach Bremen exiliert (und ist dort schnell pleite gegangen). Zehn Jahre später wurde in der Turbinenhalle des Kraftwerks Benjamin Britzens *War Requiem* aufgeführt. Als Erinnerung daran, dass die Rakete nicht der friedlichen Eroberung des Weltraums zgedacht war, sondern ihrem Einsatz als Waffe.

In Peenemünde gibt es keine multimedialen Erlebniswelten. Trotzdem ist der Landstrich mit seinen sonderbaren renaturierten Trümmern und denkmalgeschützten Ruinen ei-

nes der meistbesuchten Museen in Deutschland. 2003 kamen eine halbe Million Menschen hierher.

Das Kraftwerk mit dem Museum ist das einzige erhaltene grosse Gebäude, alles andere wurde nach Kriegsende gesprengt. Von der ehemals 30 Meter hohen Fertigungshalle auf dem Areal des legendären Prüfstands VII ist nur mehr ein Haufen Kies und Ziegel übrig. Der mächtige Erdwall um den ehemaligen Startplatz ist grasüberwachsen. Die betonierte Abgas-Schurre, in der die Triebwerksflammen beim Start beiseite fuhren, ist ein Feuchtbiotop geworden, ebenso der Graben der Schiebebühne, mit der die Raketen zum Startplatz rollten.

2001 wurde unter der Leitung des Historikers Dirk Zache im Kraftwerk eine neue Ausstellung eröffnet, die Informationen so kritisch und so korrekt wie möglich anbietet. Die Spannungen zwischen den verschiedenen Vergangenhitsaufbereitungsfraktionen, die in Peenemünde ihre Artefakte präsentieren, haben sich allerdings erhalten.

Dazu kommen weitere attraktive Verwirrungen. Am Flughafen präsentiert sich ein wunderliches Nebeneinander von rostigen Triebwerken und Kampfpjägern neben *Bölti's Imbiss* und dem *Pommerschen Bettenmuseum* («Schlafkultur aus vergangenen Zeiten») nebst einem *Museumsshop* («Postkarten, Raketentriebwerke, Liköre»).

Im ehemaligen Marinehafen vor dem Restaurant *Zur Flunder* liegt «Juliett U461», das grösste nichtnukleare Diesel-U-Boot der Welt. Warum das fahruntüchtige Boot

nach Peenemünde geschleppt wurde, weiss niemand genau – ebenso wenig, wohin in der Zeit nach der Wende die grossen Kraftwerksturbinen aus der Turbinenhalle verschwunden sind.

Antischwerkraft

Unter den deutschstämmigen Wissenschaftlern in den USA kursiert eine Anekdote, die verdichtet, was die Amerikaner den deutschen Ingenieuren alles zutrauten. Einige hundert von ihnen kamen in den Jahren nach dem Krieg in die Vereinigten Staaten, mit ihnen Tonnen von Papieren über Raketen- und Flugzeugentwicklung. Ihr Forschungsvorsprung war anfangs schwer einzuschätzen. Angeblich bekam die Firma Lockheed den Auftrag, herauszufinden, was die Deutschen über Antischwerkraft wussten. Ein Lockheed-Mitarbeiter liess zwei Stahlbolzen im Fussboden anbringen und zurrte sich daran mit zwei Seilen fest. Seinem Vorgesetzten sagte er: «Ich weiss, dass die Deutschen Antischwerkraft entwickelt haben. Aber anders als andere werde ich weiterhin da sein, wenn ich's rausgekriegt habe.»

Mutmasslichen Kriegsverbrechern aus der Wissenschaftlergruppe um Wernher von Braun sollte ursprünglich der Prozess gemacht werden, aber im Zuge der Aktion «Paperclip» – benannt nach einem Büroklammer-Symbol auf den Personalakten – wurde die Vergangenheit der deutschen Technokraten unter den Teppich gekehrt. Der Kalte Krieg hatte begonnen. Ein anderer Teil der Peenemünder war in

die Sowjetunion gebracht worden und baute Raketen für die Russen.

In der Verfilmung von Tom Wolfes Geschichte der ersten amerikanischen Astronauten, *Der Stoff, aus dem die Helden sind*, gibt es eine Szene, in der jemand im Oktober 1957 die Tür zu einem Beratungszimmer im Weissen Haus aufreißt und ausruft: «Es heisst Sputnik!» Auf einem Film, den Agenten in einem russischen Raketenversuchsgelände gedreht haben und der dann dem Präsidenten vorgeführt wird, sind auch deutsche Wissenschaftler zu sehen. Ein Geheimdienstmann versucht den Präsidenten zu beruhigen: «Our Germans are better than their Germans!»

Es war keineswegs so, dass Wernher von Braun in Amerika die Idee der friedlichen Raumfahrt wieder aufgenommen hat. Die *Redstone*, die seinen Ruf in den USA begründete, war die erste amerikanische Rakete mit einem Nuklearsprengkopf. 1958 wurde sie in der Bundesrepublik stationiert und 1964 durch die *Pershing I* abgelöst. Im Dezember 1979 wurde der so genannte NATO-Doppelbeschluss gefasst, der die Stationierung von amerikanischen *Pershing II*-Mittelstreckenraketen als Gegenüber für die neue sowjetische Mittelstreckenrakete SS-20 vorsah. 1983 stimmte der deutsche Bundestag der Stationierung der *Pershing II* zu. Aus dem Widerstand gegen diesen Beschluss erwuchs die deutsche Friedensbewegung. Vier Jahre später wurde ein Abkommen zwischen den USA und der UdSSR unterzeichnet, das die Zerstörung aller Mittelstreckenraketen vorsah.

Über die Jahre hat sich der Schreckensort Peenemünde in eine Erinnerungsstätte von überregionaler Strahlkraft verwandelt.

Die Natur holt sich den Ort wieder. In eingezäunten Spülfeldern wächst Schilf, seltene Arten nutzen die Sperrbereiche als Lebensraum. An manchen Stellen fühlt man sich an die Beschreibung der Ruinen in Albert Camus' Essay *Hochzeit des Lichts* erinnert, deren Steine sich in Fels zurückverwandeln. Und an einen anderen, den berühmtesten Text von Camus wird man hier auch erinnert: an den Roman *Der Fremde* und die dramatische Frage, welche Sichtweise der Wirklichkeit die richtige ist.

Michael J. Neufeld, Historiker im *Smithsonian Institute* in Washington, ist einer der Berater des Museums in Peenemünde. «Nichts», sagt Neufeld, «ist im deutschen Zusammenhang einfach.»

Auf dem Weg zum Kraftwerk stehen sich verschiedene Vergangenheitsauffassungen auf dem Parkweg gegenüber. Auf der einen Seite das Modell eines Rohrdachs, der «traditionellen Dacheindeckung in Mecklenburg-Vorpommern» («Im Sommer kühlt es, im Winter wärmt es»). Auf der anderen, auf schlanken Säulen aus gebürstetem Stahl, ein Zitat des Philosophen Immanuel Kant: «Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.» Und daneben, in einem längeren Text: «... Doch die Zielsetzung der Raketenentwicklung, die Umstände der Produktion mittels Sklavenarbeit und die einkalkulierten Folgen der Fernwaf-

fen gehören zu den dunkelsten Punkten der deutschen Geschichte.»

Über die Relikte wird weiter Gras wachsen, der historische Untergrund aber wird nach und nach mit jener Gewissenhaftigkeit freigelegt, die den Deutschen eigen ist. Wie ausländische Besucher das hier finden, frage ich. Toll finden die das, sagt Dieter Fenzel. Amerikaner, Engländer, Franzosen, alle finden es toll. Nur die Deutschen nicht.

Stephan Porombka

Auf der Autobahn

1.

Endlich mal ein guter Ort. Mitten im Wald, mitten im Dickicht, ganz versteckt im Unterholz. Einer, der sich hier auskennt, geht geduckt voran und drängt die Äste zur Seite, manchmal dreht er sich um und schaut, ob ich ihm folgen kann und nicht verloren gegangen bin. Tatsächlich weiss nur noch er, wo wir uns befinden, wir sind weit vom nächsten Dorf entfernt, die Richtung zur Strasse haben wir längst verloren. Wenn die Wildschweine kommen, hat er gesagt, dann muss man laut schreien, wenn sie Junge haben, greifen sie an. Irgendwann bleibt er stehen, hält den einen Arm hoch in die Luft, schaut mich fragend an und zeigt dann auf einen bemoosten Steinklotz, den man eigentlich nur übersehen kann, weil er nicht mal einen halben Meter aus dem Boden ragt. «Was ist das?»

Das ist die Autobahn der Nazis. Strecke 46, Verbindung Nord-Süd. Wir stehen auf dem Mittelstreifen. In die eine Richtung, mitten durch das Unterholz, geht es nach Würzburg. In der anderen Richtung liegt Fulda. Links und rechts gibt es auf Spurbreite kleine Wälle von Erde, auch die sind bewachsen, aber man kann ein paar Meter weit sehen, wo-

hin sie führen, dann werden sie vom Wald und seiner rauschenden Stille verschluckt.

Das hätten sich die Nazis nicht träumen lassen. Hier hat sich der Wald zurückgeholt, was das Symbol für den Aufbruch aus der Depression und für den Durchbruch in die Einheit der so genannten Volksgemeinschaft sein sollte und was als Au to weg durch den Erlebnispark Deutschland geplant war, mit Ausblicken auf Burgen und Schlösser, Höhen und Täler, Flüsse und Wälder. Jede Schneise eine Furche, mit der das Land urbar gemacht wird für die Ideen und Projekte. «Es muss uns auf solchem Wege gelingen», so hiess es 1943, «die Kluft wieder zu schliessen, die ein Jahrhundert der Verirrung zwischen Natur und Technik gerissen hat.» Wer auf den Autobahnen fährt, soll «mit einer Eindringlichkeit ohnegleichen in jedem Augenblick fühlen: hier ist bayrisches Voralpenland und hier Niedersachsen, ganz und gar nichts Fremdes in ihm, Thüringen und hier die Mark; und so viel anders auch märkischer Sand ist als die Geest und der Thüringer Wald anders als die Wälder am Alpenfusse – sie sind alle eines: deutsche Heimat.»

Deutsche Heimat. Mit deutscher Motorisierung, mit deutscher Bewegung, Beschleunigung, Überwindung von Raum und Zeit. Mobilität in Massen, Freizeit neben der Strecke, unter einer deutschen Eiche, im deutschen Wald. Zumindest hier, wo wir jetzt stehen, haben sich Landschaft und Autobahn gefunden und wirklich verbunden. Hier sind niemals Autos gefahren. Keine Volkswagen, keine Panzer, kein Güterverkehr. Als alles gerodet war, wurden die Bau-

arbeiten eingestellt, der Zweite Weltkrieg hatte begonnen, das «Menschenmaterial» wurde an anderer Stelle gebraucht, vor allem am «Westwall», wo man mit schweren Blöcken sicherstellen musste, dass niemand freie Fahrt ins Reich hinein hat. Im Wald blieben auf dreissig Kilometern Ruinen. Stückwerk, ein paar Brücken, ein paar Pfeiler, Abwasserkanäle, Kilometersteine. Und die Trümmer eines grossen Medienspektakels rund um die Phantasien vom Reichsstrassennetz. Über das «Dritte Reich» hinaus ist die Idee geblieben, dass der Bau der Autobahnen zur eigentlichen Leistung Hitlers zählt. Auf die, so sagt man, hätte er sich konzentrieren sollen, anstatt sich im Krieg zu verzetteln. Dann wäre vielleicht doch noch alles gut geworden. Und wir stünden heute wirklich mitten auf der Autobahn, um uns rauschte der grossdeutsche Verkehr durch den Erlebnispark, dort die Homburg, hier der Blick auf den Spessart, wir wüssten genau, wo wir sind, wir sässen im Auto und nicht mitten im Wald und müssten uns auch nicht vor wilden Tieren fürchten.

2.

Mit dem Ende des «Dritten Reichs» ist es schwierig geworden, über die eigentliche Funktion der Reichsautobahnen zu sprechen. Ihr Netz ist eins der paradoxesten und schwierigsten Monumente, das die Nazis hinterlassen haben. Es ist überall und unsichtbar. Es ist geflochten aus den Plänen für die «Strassen des Führers», auf denen man sich

heute bewegt, als hätten sie keine Geschichte. Als seien sie immer nur Hier und Jetzt – und dann schon wieder weg, weil man selbst schon mit Hochgeschwindigkeit auf und davon ist. Sie scheinen so gar nicht ins Bild der Blut- und Boden-Mythen, vom Germanenkult und des archaischen Rassenwahns zu passen, das lange gestützt wurde, um nicht den irritierenden Zusammenhang zwischen Nazi-Ideologie und Moderne thematisieren zu müssen. Tatsächlich wirkten die deutschen Autostrassen derart modern und zukunftsweisend, dass amerikanische und englische Politiker, Journalisten und Ingenieure nach Deutschland kamen, um den rasanten Aufbau der Fahrstrecken zu bewundern. Die Deutschen hätten das Problem richtig angepackt, schrieb die britische *Times* im Oktober 1937, während man selbst alles verkehrt gemacht habe: «Die deutsche Strassenpolitik kostet weniger, wahrt die Schönheit der Landschaft und gibt den Autofahrern einen so sicheren Weg wie nur irgend möglich.» Der Highwaybeauftragte von Kentucky lobte, Deutschland habe den «Strassenbau in einer Weise verwirklicht, von der wir nur träumen und die wir nur in kleinen Stückchen umsetzen konnten, und ich konnte nicht umhin mir zu wünschen, dass wir auch solche Macht hätten wie dort, um unseren Strassenbau voranzutreiben.» Und noch im Januar 1939 meinte ein amerikanischer Senator «Hitler Respekt dafür zollen» zu müssen, «dass er in seinem Land ein Schnellstrassennetz errichtet hat, das seinesgleichen in der Welt sucht».

Acht Monate nach der «Machtergreifung» hatte Hitler in grosser Inszenierung den ersten Spatenstich gesetzt, um den Bau der Strecke zwischen Frankfurt und Darmstadt of-

fiziell beginnen zu lassen. An diesem Punkt wurde noch im gleichen Jahr ein Denkmal errichtet, 1938 stellte das Deutsche Museum in München eine Nachbildung des Spatens aus, mit dem Hitler geschaufelt hatte. Er ist mittlerweile genau so spurlos verschwunden wie der einst markierte Ursprungspunkt. Der liegt heute bei Frankfurt an einer Brücke unter Beton, gut versiegelt und unsichtbar für die, die an ihm vorüberfahren. Erinnerung gibt es hier nicht.

Vom Frankfurter Arbeitsamt liess man am Tag des offiziellen Spatenstichs die Kolonnen abmarschieren. Das waren die ersten Trupps von hunderttausenden, die folgen sollten, um sich mit der Autobahn den Unterhalt zu verdienen. Drei Jahre später feierte man die Fertigstellung des tausendsten Kilometers. Und noch mal drei Jahre darauf waren es schon knapp über dreitausend. Hinzu kamen, wie die Propagandazeitschrift *Die Strasse* in neu-sachlicher Zahlenpoesie auflistete, «im Bau befindliche Strecken 1'689 km / Fertige Brücken und Durchlässe 5'212 / Brücken und Durchlässe im Bau 952 / Fertige Tankstellen in Betrieb 88 / Tankstellen im Bau 10 / verlegte Fahrbahntrassen 60'644'000 m² / Geleistete Tagwerke 125'441'000 / Bewegte Erd- und Felsmassen (ohne Mutterboden) 280'264'000 m³ / Eingebaute Baustoffmengen: Zement 5'391'000 t / Kies und Sand 24'296'000 m³ / Schotter 16'000 t / Pflastersteine 1'680'000 t...» Die Reichsautobahnen, so schloss man in üblicher Unbescheidenheit, «sind damit heute schon das grösste einheitliche Ingenieurbauwerk aller Völker, aller Zeiten und aller Kulturen.» Zwanzigtausend Kilometer waren zwischenzeitlich geplant. Als der Autobahnbau drei Jahre nach Kriegsbeginn

endgültig eingestellt wurde, war knapp ein Fünftel davon fertiggestellt.

Dieter Stockmann, der heute wie ein Archäologe durch den Spessart streift, um die letzten Spuren dieses Unternehmens zu sichern, ist ein Autodidakt in Sachen Autobahn. Hauptberuflich arbeitet er beim *Naturpark Spessart*. Aber wann immer er kann, schultert er seinen Rucksack, packt Brote und Tee ein, einen Zollstock und eine Kamera, setzt eine Wollmütze auf und begibt sich auf die Suche. Eine Flucht in die Ruhe. Und ins gleichschwebende Grübeln über die Vergangenheit. Entdeckt hat er die Streckenreste schon als Kind, zu Beginn der sechziger Jahre. «Da hat der Hitler eine Autobahn bauen wollen.» Das war die kurze Antwort auf seine Frage, was das für Erdhaufen am Waldrand seien, warum es Brücken zwischen den Bäumen gebe, über die niemals jemand fuhr, und warum sich Kilometersteine finden liessen, die einen Weg durchs Nichts zu zählen hatten. Heute gelten sie für Stockmann als Dokumente des Fortschritts. Wer etwas über den Strassenbau lernen will, sagt er, der kann das hier tun, mit seiner Hilfe, unter seiner Führung, mitten durch das Unterholz.

Hitler hat die Baustellen an dieser Strecke selbst nie besucht. Überhaupt sei keiner der Grossen je vor Ort gewesen, kein «Goldfasan», sagt Stockmann. Darüber ist er froh, weil es sonst «fürchterlich politische Diskussionen» geben könnte, «noch mehr Diskussionen». Mit der Genauigkeit des Beamten hat er alles dokumentiert. Er hat alles archiviert. Manches hat er schon eigenhändig restauriert. Und in einer eigenen Arbeit hat er alles ausführlich zu einem grossen Puzzle zusammengesetzt.

Fast scheint es, als würde die Strecke 46 ohne Stockmann gar nicht existieren. Dass sie heute als «beredter Zeuge des frühen Autobahnbaus» unter dem Schutz des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege steht, ist allein sein Verdienst.

3.

Dass die Strecke 46 nach dem Ende des Krieges nicht weitergebaut wurde, hatte keine ideologischen Gründe, sondern technische und geographische. Die Steigungen waren für den modernen Lastverkehr zu gross, auch gab es plötzlich eine innerdeutsche Grenze, über die der Fernverkehr in Richtung Eisenach nicht mehr geführt werden konnte. Ansonsten aber übernahm die Bundesrepublik die Autobahnen als Erbe des «Dritten Reiches». Dabei hielt man sich durchaus an das nationalsozialistische Erlebnisprogramm für Motorisierte. Noch 1954 feierte man die «Freude an Walddurchfahrten». Sie wurde damit erklärt, dass der Mensch «Hunderttausende von Jahren in der freien Natur gelebt» hat, «in unseren Breiten meist im Walde». Zugleich aber versuchten die Strassenplaner der neuen Republik durch die strenge Mathematisierung und Rationalisierung ihrer Vorhaben genau diese Motor- und Landschaftsromantik auszuschliessen. In dieser Hinsicht habe nämlich, so liess das Verkehrsministerium wissen, «jener Mann, dem wir so viel Böses verdanken, auch hier entscheidende Fehler gemacht».

So wurden die «Strassen des Führers» kontinuierlich

weitergebaut, sie wurden Stück für Stück korrigiert, überformt und ideologisch aufgeladen als Zeichen eines erneuten Aufbruchs, diesmal als Gegenprogramm zum Hitlerstaat in Richtung Wirtschaftswunder, Wohlstand und Westbindung. Dieter Stockmann sieht mit Sorge, dass mit der Renovierung der Autobahnen in der ehemaligen DDR die letzten funktionstüchtigen Überbleibsel der alten Strecken weggehämmert und planiert werden. Die von ihm gegründete *Arbeitsgemeinschaft Autobahngeschichte* hat keinen Versuch gemacht zu intervenieren. «Zwecklos», sagt Stockmann, «wir haben keine Lobby.» Also konzentriert er sich mit den Vereinsfreunden vor allem auf die Ruine im Spessart.

Ginge es nach ihm, dann wäre aus der Strecke längst ein Lehrpfad geworden, auf dem er vor allem junge Menschen mit der grandiosen Technik und der alltäglichen Härte des frühen Strassenbaus bekannt machen könnte. Vor allem mit der Technik. Mit dem nationalsozialistischen Macht- und Terrorsystem aber nicht unbedingt. Gerade diesen Zusammenhang will Stockmann nicht in den Vordergrund stellen. Weil er aufklären will. Das Technische will er vom Politischen lösen, um der Erinnerung an die Naziherrschaft eben das nicht in die Hände zu spielen, was immer noch als gute Idee und gelungene Leistung gilt. «Die Nazis haben die Autobahn nicht erfunden», sagt er und verweist auf die Jahre vor 1933, in denen nicht nur in Italien die ersten «Nur-Autostrassen» ausgebaut worden waren. In Deutschland wurden Vereine gegründet und erste Pläne gezeichnet. Auch wurde schon 1929 der Bau des ersten Streckenabschnitts einer so genannten Kraftfahrbahn zwischen

Köln und Düsseldorf begonnen – und dann vom damaligen Kölner Bürgermeister und späteren Kanzler der Bundesrepublik Konrad Adenauer eröffnet.

Nach dem 30. Januar 1933 rissen die Nationalsozialisten, die noch in den Jahren zuvor gegen jeden Bau protestiert hatten, das Unternehmen an sich. Sie gaben ihm eine romantische Färbung, monumentalisierten das Projekt und trieben es mit aller Macht voran. Die Autobahnen sollten wie die Pyramiden sein, die das Reich der Nachwelt als Monument überlässt. «Wenn man früher die Lebenshöhe von Völkern oft nach der Kilometerzahl der Eisenbahnschienen zu messen versuchte», erklärte Hitler schon wenige Tage nach der «Machtergreifung», «dann wird man in der Zukunft die Kilometerzahl der für den Kraftverkehr geeigneten Strassen anzulegen haben.» Dass er die Autobahn noch in seiner Haft in Landsberg erfunden und später in einer quasigenialen Skizze aufs Papier geworfen habe, war die dazugehörige Mythe, mit der die profanen Strassenbauarbeiten in Propagandabroschüren veredelt werden sollten, «da schlug er auch die Karte unseres Vaterlandes auf seinen Knien auseinander und dachte in sie hinein seine Reichsautobahnen: so werden sie laufen!»

Stockmann winkt ab. Er hat das zu oft gehört. Und zu oft gehört hat er auch die Legende von den neuen Arbeitsplätzen. «Stimmt ja alles nicht.» Auf dem Arbeitsmarkt machten sich die Neueinstellungen kaum bemerkbar. Bemerkbar machte sich für die Arbeiter nur, dass sie zur Selbstaufgabe verpflichtet waren. «Hunger- und Elendsbahn» hiessen die Strecken schnell bei denen, die sechzehn Stunden arbeiteten, zuweilen mehr als hundert Kilometer zur

Arbeit und zurückgefahren wurden, schlecht gepflegt und untergebracht waren und dafür einen Niedriglohn bekamen, mit dem sich kaum eine Familie ernähren liess. Um Unruhen unter den Arbeitern zu verhindern, wurden in einigen Fällen Bautrupps der SA zusammengestellt, die für den rechten Ton vor Ort sorgen und die Ruhestörer aussortieren sollten. So hat die Autobahn die Arbeitslosenzahlen nicht wirklich reduziert. Und der Traum von der ehrenvollen «Arbeitsschlacht» fürs Reich hat sich vor allem für die nicht erfüllt, die ihn mit der Schaufel in der Hand verwirklichen sollten.

Dieter Stockmann zuckt mit den Schultern. «Da kann man aber machen, was man will. Manche glauben trotzdem noch, dass Hitler die Autobahn erfunden und Arbeitsplätze geschaffen hat.» Solange das so ist, so lange scheint ihm der Weg zur eigentlichen Ingenieursleistung der Strassenbauer verstellt. Und so lange bemüht sich Stockmann, die Autobahn nicht mit den Nazis in Verbindung zu bringen. Es ist, als müsste er die ganzen dreissig Kilometer der Strecke mühsam von den Vorstellungen über die Vergangenheit frei halten, um den guten Ort zu schützen, den man begehen kann, um etwas über den Bau grosser Strassen zu lernen.

4.

Gelungen ist ihm das bisher nicht. Im Gegenteil. Der Ort, den Stockmann mitten im Wald entdeckt hat, ist dämonischer aufgeladen, als er ahnte. Als er 1997 vom Naturpark

den Auftrag bekam, zur Steigerung der Attraktivität des Spessarts das Marketingpotential der Strecke 46 zu prüfen, da stiess er in der Umgebung auf eisiges Schweigen. Die Gemeinden, auf deren Gebiet sich die Überreste der Strecke 46 verteilen, stellten sich stur. Unter der Hand liessen ihn die Politiker der Kommune wissen, er solle die Toten ruhen lassen. Man wisse von nichts. Man wolle auch nichts wissen. Es gebe keine Dokumente. Woher die Ruinen im Wald stammten, sei unbekannt. Nachzufragen sei sinnlos. Man wolle nicht, dass die Neonazis kommen und durch den Wald streifen. Dass er ein Nestbeschmutzer sei, hat man Dieter Stockmann nicht gesagt. «Aber so wurde ich behandelt.» Einen «Reichsautobahn-Lehrpfad» befürchtete die Presse vor Ort und warnte vor einem «Mekka der Rechtsradikalen».

Stockmann selbst war erstaunt, wie eng der Streckenbau mit der Erinnerung an den Nationalsozialismus verknüpft war. Eigenartig, in was sich die Ruine in den ganzen Jahrzehnten verwandelt hatte: in einen magischen Ort, an dem mit einem Zauberwort die bösen Geister geweckt werden konnten, die man ins Unterholz abgedrängt hatte. Es war, als hätte Stockmann an einen alten Fluch erinnert, unter dem Landschaft und Leute stehen. Die von den Nazis gewünschte Verzauberung war immer noch wirkungsmächtig. Nur hatte sie die Vorzeichen umgekehrt. Nicht leicht, eine angemessene Haltung zu finden, wenn man weiss, dass man mitten im Wald auf dem Mittelstreifen einer Geisterstrasse lebt. Was soll eine Gemeinde denn tun, die auf ihrem Gebiet Bruchstücke einer Vergangenheit entdeckt,

die sich aufdrängt und zugleich einem klaren Zugriff entzieht? Was soll die Welt von einer Gemeinde denken, die Monumente aus einer finsternen Vergangenheit bewahrt? Noch schlimmer: Was würde die Welt erst denken von einem Dorf, das in den Trümmern einer finsternen Vergangenheit nicht Spuren der Terrorherrschaft erkennt, sondern eine immer noch faszinierende Seite des Nationalsozialismus? Die Nazis, vor deren Herumschleichen im Wald man sich fürchtete, waren in diesem verdrehten Schreckbild nicht die Fremden. Man war es selbst. Das war der geheime Kern der Phantasien, die Stockmann freigelegt hatte und gegen die man vor Ort den heftigsten Widerstand leistete.

Doch Stockmann liess nicht locker. Er stoppte seine Forschungen auch nicht, als nach einem Jahr der Naturpark das ganze Unternehmen mit einem kurzen Aktenvermerk erledigen wollte. Kein Lehrpfad, keine Touristen, keine Neonazis. Die Strecke 46 sollte nicht einmal mehr erwähnt werden. Gegen den Willen der Gemeinden, so liess man Stockmann wissen, liesse sich gar nichts bewegen. Die Toten sollten ruhen.

Stockmann suchte weiter. Auf eigene Verantwortung, auf eigene Kosten, nach Feierabend und an Wochenenden. Er suchte nach den Überlebenden, die noch am Bau der Autobahn mitgewirkt hatten und in der Gegend geblieben waren. Er fand sie. «Die waren froh, dass endlich einer fragt.» Und noch bevor die letzten Zeitzeugen starben, zeichnete er die Gespräche mit einem Kassettenrecorder auf und archivierte ihre Fotos und Erinnerungen. Heute gibt es kaum noch einen, der ihm weiterhelfen kann. Er ist angewiesen auf die zeitgenössischen Unterlagen vom Bau

der Strasse. Doch wurden die fast alle vernichtet, kurz bevor Stockmann Einsicht nehmen konnte. Was übrig blieb, wurde ihm heimlich zugespielt. Anonym und per Post. Oder durch eine geheime Rettungsaktion durch die Mitarbeiter einer Papiermühle, wo mit offiziellem Auftrag ein ganzes Archiv mit wichtigen Dokumenten zermahlen werden sollte, um es nicht in die falschen Hände geraten zu lassen.

So ist Stockmann nicht nur zum Archäologen geworden. Er ist auch ein Detektiv, der die Geschichte der Strecke 46 Stück für Stück zusammensetzt, um sie erzählen zu können. Er hat die Beweise auf seiner Seite, weil es fast keinen Stein auf der Strecke gibt, den er nicht umgedreht hat und der nicht zum Satzzeichen in seiner Geschichte geworden ist. Doch weil er sie auch vor Ort durchsetzen will, muss die Geschichte, die er auf dem Weg durch das Unterholz erzählt, so weit wie möglich ohne Politik auskommen. «Das mit dem Politischen ist vertrackt, man kann das alles nicht erklären, ohne dauernd missverstanden zu werden.»

Spricht Stockmann zum Beispiel von Fritz Todt, dann scheint der Nationalsozialismus nicht wirklich wichtig. Todt, seit Januar 1922 Mitglied der Partei, war bereits zwei Jahre vor der «Machtergreifung» Fachberater für Strassenbau im «Amt für Wirtschaftstechnik und Arbeitsbeschaffung» der NSDAP. 1932 wurde er zum Leiter der «Fachgruppe Bau-Ingenieure» und Landesleiter des «Kampfbundes Deutscher Architekten und Ingenieure» ernannt, und noch im Dezember desselben Jahres legte er Hitler ei-

nen nach seinem Einband benannten *Braunen Bericht* vor, in dem er den Bau der Autobahn empfahl. Auf diesen Strassen sollte es möglich sein, ganze Divisionen innerhalb von Stunden von der einen Front zur anderen zu verlegen.

Die Vorstellung vom militärischen Nutzen der Autobahn ist neben den Ideen von den «Strassen des Führers» und der grossen Arbeitsplatzmaschine der dritte grosse Mythos, gegen den Stockmann kämpft. Die Panzer hätten die Oberflächen der Strassen kaputt gebrochen. «Soll ich wirklich sagen, dass die Autobahn gar keinen militärischen Zweck verfolgt hat? Dann heisst es doch wieder, dass ich die Nazis verteidige und die Strassen hier schönreden will.»

Also lässt er auch davon die Finger. Fritz Todt gilt für ihn als politisch eher naiver Ingenieur, dessen Rolle im System erst noch zu klären wäre. Stockmann glaubt, dass er nicht wirklich tief verstrickt gewesen ist. Auch wenn er zum «Generalinspektor für das deutsche Strassenwesen» und zum nationalsozialistischen Helden der Autobahn wurde, eine Ehrenrettung des Ingenieurs scheint Stockmann denkbar. Und damit auch die Ehrenrettung der Autobahn im Wald.

Fritz Todt ergeht es dabei ähnlich wie dem «Reichsarchitekten» Albert Speer. Von der Nähe zum «Führer» haben beide profitiert. Auch gab es für beide spätestens seit Mitte der dreissiger Jahre Aufgaben, die der Vorbereitung und Durchführung des Angriffskrieges dienten. Doch wird Speer gern als Architekt gehandelt. Und Todt gilt als Ingenieur, der etwas bauen wollte, was die Nazis nicht erfunden haben, was dem Militär nicht dienen konnte, was

dem Aufbau zum Wirtschaftswunderland dienen konnte. Nicht zu vergessen: Was Todt an Strassen plante, sollte nicht hässliche Schneisen schlagen und die Landschaft zerstückeln. Natur und Technik sollten harmonieren und aufs Schönste zusammenspielen.

Dass hinter all dem die Reichsautobahn als grosses nationalsozialistisches Projekt verschwinden kann, liegt an den Möglichkeiten eines Gedenkens, das sich mit Pädagogik und Voyeurismus auf Stellen konzentriert, an denen die Täter ihr Gesicht zeigen oder an denen Blut der Opfer klebt. Wo sich keins finden lässt, wo weder Hitler noch einer der grossen Kriegsverbrecher anwesend waren, da scheint es für das Erinnern keinen Halt zu geben. Da wuchern die Bäume über den Trümmern. Und man lässt ruhen, was man ohne nennbaren Täter und ohne Opfer und Blut nicht erklären kann.

5.

Idyllisch liegen ein paar Einfamilienhäuser an den Waldrand gestreut, mit Kinderschaukeln, Geranien, Gartenzäunen. Hier befanden sich die Lager für die Arbeiter. Von den Gesichtern der Täter und den Wunden der Opfer ist nichts zu sehen, nichts von den Entbehrungen der Arbeiter, nichts von dem Allmachtsanspruch, dem ihre Arbeit dienen sollte. Es gibt keine Zentrale und kein Zentrum. Manchmal sieht man die Linie, die sich durchs Land zieht und die daran zu erkennen ist, dass die Bäume dunkler oder niedriger sind, wo die Strecke schon gerodet war und dann wieder zuge-

wachsen ist. Auf einem grossen Brückenpfeiler, der frei auf einer Wiese steht, gross und fremd wie ein Schiff, das hier vor langer Zeit gestrandet ist, hat der *Deutsche Alpenverein, Sektion Main-Spessart*, ein paar Haken einschrauben lassen, um an den Wochenenden das Klettern zu trainieren. «Rock-Action» nennen sie das. In einer Streckenunterführung weiter drüben am Waldrand haben Jugendliche die Prüfplaketten, die am 18.10.1941 bei einer der letzten Kontrollen in den Beton gedrückt worden sind, mit Graffiti zugesprüht. Das überrascht Dieter Stockmann nicht. «Da drüben», sagt er und zeigt über die Wiese ins nächste Dorf, «habe ich sowieso keine Freunde.» Vielleicht kommt er selbst mit Terpentin, um die Plaketten zu reinigen. Jemand anders macht es nicht. Der Denkmalschutz, unter dem die Steine auf der Strecke 46 stehen, verpflichtet die Behörden zu nichts. Was zerfällt, das zerfällt. Was zerstört wird, wird nicht wieder aufgebaut.

Dieter Stockmanns Wanderungen auf der Autobahn dienen deshalb auch immer der Kontrolle des Bestands. Er unternimmt sie nicht ohne Wehmut, weil er sieht, dass das Ganze nicht zu retten ist. Weil es zu gross ist. Weil die Reste des Bauwerks viel zu weit verstreut sind. Und weil niemand es retten will. «Ein Dokumentationszentrum, das wäre es», sagt er. Ein paar Hütten mit Bildern und Dokumenten, dann drumherum ein paar alte Maschinen aus der Zeit, eine Riesenfuhre Sand, mit der man den Kindern zeigen könnte, was es geheissen hat, an der Autobahn zu arbeiten. Wenn man dann noch dreihundert Meter roden könnte, um wenigstens einmal den Blick zu öffnen für das, was hier geplant war, dann wäre Stockmann schon zufried-

den. Damit könnte man heute vielleicht schon ein paar Gemeinden gewinnen. Wenn man dabei auch an die Nazis erinnern wollte, gäbe es Schwierigkeiten. «Dann würde doch sicher irgendwer die Hütten anzünden. Oder kaputtmachen. Die wären ja ungeschützt. Da müssten die schon von der Bevölkerung bewacht werden. Aber das macht doch hier keiner.»

Er stapft weiter zur nächsten Brücke, die den Wald mit dem Wald verbinden will und in der Mitte einfach abbricht. Für die Unterführung hat man noch den Boden abgetragen und den Fels weggesprengt. Grosse Brocken liegen herum, manchmal dienen sie als Sitzgelegenheit rund um eine selbst gebaute Feuerstelle. An der Decke der Unterführung sind Russspuren zu sehen, dazwischen kleine Rinnsale aus Regenwasser. An den Wänden haben sich feuchte Flecken gebildet, dazwischen sind lauter Kritzeleien zu sehen, darunter auch ein kleines Hakenkreuz, unbeholfen und spiegelverkehrt.

Fast ist es unheimlich, dass hier überhaupt Menschen hinfinden und am Feuer auf irgendetwas warten. Stockmann glaubt nicht, dass es Neonazis sind. Es mögen Wanderer sein, vielleicht ein paar Kids, die weit weg von zu Hause die Nacht verbringen wollen. Vielleicht müsste man denen die Geschichte von den Resten erzählen, auf denen sie sitzen.

Vielleicht brauchte man dafür ein Schild, auf dem mehr zu sehen wäre als das, was die Ingenieure leisten wollten. Vielleicht brauchte man Schilder, die konsequent an jedem Trümmerstück stehen, das hier im Wald zu finden ist. Auf ihnen wäre das Deutsche Reich zu sehen. Und über das Reich wäre ein Netz gespannt. An den Rändern wäre zuerst

die eine Front im Osten eingezeichnet, die zweite im Westen käme dazu, die dritte und vierte, bald wäre überall Krieg. Als wäre eine Stelle nicht genug. Als wäre das System auf einen umfassenden Kampf und eine umfassende Vernichtung angelegt. Bis alles am Ende Stück für Stück implodiert und nur noch ein paar Brocken übrigbleiben, fleckig, vergessen, verschmiert.

Und wie an den Fronten, so müsste sich auf diesem Bild an allen Stellen das Strassennetz erst weiten, um dann in sich zu zerfallen. Beim ersten Spatenstich in Frankfurt, bei allen ersten und letzten Spatenstichen innerhalb des Reichs und auf besetztem Gebiet. Bei Kilometer eintausend, bei Kilometer dreitausend, bei Kilometer viertausend, bei jeder Brücke, jedem Rastplatz und jedem neuen Entwurf. Am Anfang der Strecke 46 und dann an ihrem Ende. Sichtbar wäre dann, dass die Autobahn Teil eines Mehrfrontenkriegs war, der nicht nur nach aussen, sondern auch nach innen geführt worden ist. Dabei waren die «Strassen des Führers» nur ein Abschnitt der «Arbeitsschlacht», mit der das Reich im Ganzen verwandelt werden sollte. Die Reichshauptstadt «Germania» war zu bauen, die alten Städte waren umzustrukturieren, neue «Gauhauptstädte» zu entwerfen, überall sollten Bauwerke entstehen, «nicht gedacht für das Jahr 1940, auch nicht für das Jahr 2000», die stattdessen «hineinragen gleich den Domen unserer Vergangenheit in die Jahrtausende der Zukunft». So formulierte es Hitler auf dem Reichsparteitag 1937, mitten in Nürnberg, auf einem Kultplatz, der auch im grossen Massstab und in grosser Eile monumental zusammengesetzt worden war.

Die Autobahn im Wald erinnert noch daran: dass auch hier alles mit voller Wucht für die Jahrtausende geplant war und umgesetzt werden sollte. Alles möglichst schnell. Alles aus Angst, man könnte überwältigt werden, wenn man nicht selbst ohne Pause Überwältigendes schafft. Das Grösste. Das Wichtigste. Für alle Zeiten. Und noch darüber hinaus. «Er hielt es für notwendig, gleich auf das ganze Netz zu gehen und diese gigantische Idee, die eine neue Epoche darstelle, mit allen Mitteln zu betreiben», so wird es vom ersten Gespräch der Autobahnplaner mit Hitler berichtet: «Danach ging er auf die Finanzierung ein und war der Meinung: ‚Wir müssten auf das Ganze gehen!‘ [Er wiederholte] nochmals seine Bedenken, nur ein Teilstück auszuführen.»

Damit hat man sich am Ende selbst überwältigt. Hitler hat auch die grosse «Arbeitsschlacht» verloren. Die Ruinen der Strecke 46 sind die Trümmer dieses Krieges, die man mitten in Deutschland noch sehen und begehen kann. Da spielt es keine Rolle, ob der «Führer» hierhergekommen ist, um den Spaten selber anzusetzen. Und es spielt auch keine Rolle, ob einer der Hochdekorierten dabei war, als es darum ging, ganze Berge zu roden, abzutragen und umzusetzen, um die grosse Schneise durch das Land zu schlagen. Jeder Tag war hier Teil eines systematischen, aufs Totale angelegten Krieges. Jeder neue Arbeiter war Teil einer grossen Mobilmachung. Und jeder Bericht von den Baustellen lässt sich ganz genauso lesen wie ein Bericht der Wehrmacht, der Auskunft vom Stand der Kämpfe an den Grenzen und in den eroberten und zerschundenen Gebieten gibt.

Was Dieter Stockmann zeigt, wenn er den Weg durchs

Unterholz führt, sind Schlachtfelder, die von diesem Krieg geblieben sind. Die Ruinen sehen aus, als wären es Reste, die vom Stand des Strassenbaus Auskunft geben. Doch eigentlich sind es die Trümmer des Traums vom grossen Reich, dessen Verwirklichung mit einer pathologischen Unersättlichkeit vorangetrieben worden ist und der die Kräfte verzehrt hat, bis man nicht mehr weiter konnte.

So steht da mitten im Wald, auf dreissig Kilometern, ein übrig gebliebenes Stück totalitärer Politik. Ein Monument des Grössenwahns, der sich an der Wirklichkeit verhebt und alles in Trümmern zurücklässt. «Das kühn gebaute Doppelband dieser Strasse wird zum Symbol der Reichseinheit und des rasch pulsierenden Blutkreislaufs des deutschen Volkskörpers.» Dass es die Einheit nicht gibt, die in einem Bildband von 1940 beschworen wurde, und dass vom raschen Pulsieren eines Körpers nichts zu spüren ist, das weiss man, wenn man dem Weg der Autobahn durch die Baumreihen folgt.

Auch das wäre auf dem Schild zu lesen, mit dem im Wald jedes einzelne Trümmerstück zu markieren wäre: dass dieses Bild ruiniert ist. Es gab keine «Strassen des Führers». Es gab keine Arbeitsplatzmaschine. Es gab keinen militärischen Nutzen. Und es gab keine harmonische Verbindung von Landschaft und Strasse. Was es gab, war die Idee, alles in einem Netz zu umfassen und nichts zu lassen, was nicht an die Zentrale angeschlossen und kontrolliert werden kann. Die Linien der Autobahn ergeben den Masterplan, in dem alles zusammenhängt. Die Strecke 46 ist der ganze Rest, der davon noch geblieben ist.

Das ist nicht viel. Aber Dieter Stockmann freut sich über jede kleine Entdeckung. Über ein Foto, auf dem die Reste einer Raststätte zu sehen sind, die hier errichtet werden sollte, dekoriert von einem künstlichen Bächlein, gespeist von einer langen Wasserleitung. Über ein altes Formular, mit dem der Krankenstand der Arbeiter belegt werden kann. Über einen Plan, der zeigt, dass die Streckenführung scheitern musste, weil die Steigungen zu steil waren und die Berge dann doch nicht versetzt oder weggesprengt werden konnten. Vor allem aber freut sich Stockmann, wenn sich eine der Gemeinden dazu durchringt, ihn bei seiner Arbeit zu unterstützen. Stolz steht er an einer Lichtung und zückt die Kamera. Hier hat man die Bäume von ein paar Brückenresten wegschlagen lassen. «Es ist das erste Mal, dass ich es überhaupt so sehen kann», sagt er und fotografiert das Gelände. «Jetzt kommt mal Licht an die Sache.»

Wer Dieter Stockmann bei der Arbeit beobachtet, wie er um die Trümmer geht und alles obduziert, der sieht: Hier soll erst mal etwas freigelegt werden. Es geht um das Licht, das in die Sache kommen muss, die bisher im Dunkeln lag. Stockmann ist einer, der sich als Erster und fast als Einziger an das erinnern will, was hier passiert ist. Doch an was man hier erinnern kann, daran erinnert er sich noch nicht. Er arbeitet daran. Das Sammeln ist seine Art, den Dingen nachzugröbeln. «Es ist im Grunde unendlich», sagt er, als wir wieder im Auto sitzen. Zurück nach Würzburg fahren wir erst auf der schmalen Strasse durch den Wald, dann biegen wir ab auf die A6 in Richtung Würzburg. «Im Wald ist es schöner», sagt Stockmann. «Aber mit der Autobahn geht alles viel schneller.»

Tatsächlich rasen wir so schnell, dass die Landschaft zu fließen beginnt, links und rechts, das alles war einmal der Erlebnispark «Germania», jetzt, nach dem stundenlangen Fussweg im Wald, können wir ihn plötzlich sehen. Schnell weg, denke ich. Aber wie?

Wegweiser

Unterwegs in Germania

Volkhard Knigge, Norbert Frei (Hrsg.): Verbrechen erinnern – Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, München 2002

Michael Kloft: Brutalität in Stein – Die Bauten der Nazis gestern und heute. DVD. Spiegel TV, Hamburg 2002

Helmut Weihsmann: Bauen unterm Hakenkreuz – Architektur des Untergangs, Wien 1998

Markus Sebastian Braun (Hrsg.): Spuren des Terrors, Berlin 2002

www.interfest.de

www.berliner-unterweiten.de

www.thirdreichruins.com

Über dem Führerbunker, Berlin

Sven Felix Kellerhoff: Mythos Führerbunker – Hitlers letzter Unterschlupf, Berlin 2003

www.stiftung-denkmal.de

www.berliner-unterwelten.de

www.hagalil.com

Am Berghof, Obersalzberg

Ulrich Chaussy, Christoph Püschner: Nachbar Hitler – Führerkult und Heimatzerstörung am Obersalzberg, Berlin 2001

Florian M. Beierl: Hitlers Berg – Licht ins Dunkel der Geschichte, Berchtesgaden 2004

Horst Möller et al. (Hrsg)-. «Die tödliche Utopie», München 1999

Harald Welzer et al.: «Opa war kein Nazi» – Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002

www.berchtesgaden.de

www.obersalzberg.de

www.obersalzberg-institut.de

www.hotel-zum-tuerken.de

Im Kraft-durch-Freude-Bad, Prora

Hansjörg Küster: Die Ostsee. Eine Natur- und Kulturgeschichte, München 2002

Jost Hermand: Der alte Traum vom neuen Reich. Völkische Utopien und Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 1988

Michael Foedro-witz: Bunkerwelten. Luftschutzanlagen in Norddeutschland, Berlin 1998

Jürgen Rostock, Franz Zadniecek: Paradiesruinen. Das KdF-Seebad der Zwanzigtausend auf Rügen, Berlin 1992

www.museum-prora.de

www.dokumentationszentrum-prora.de

www.inbinz.info

Am Marine-Ehrenmal, Laboe

Dieter Hartwig: «Für die Ewigkeit, zeitlos, klar ...»,
Hamburg 2004

Sabine Behrenbeck: Der Kult um die toten Helden: nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole, 1923 bis 1945 (Kölner Beiträge zur Nationsforschung, Bd. 2),
Vierow bei Greifswald 1996

Hannes Hansen: Vorschlag, das Marine-Ehrenmal zu Laboe von dem amerikanischen Künstler Christo einpacken zu lassen, Kiel 1986

www.deutscher-marinebund.de/ehrenmal

www.kiel-magazin.de/ausfluege/au_laboe.htm

www.dhm.de/lemo/home.html

Auf Carinhall, Schorfheide

bbw Bildungswerk der Wirtschaft (Hrsg.): Jagdschloss Hubertusstock. Zwischen Idylle und Politik. o.O., o.J.
Die Wehrmachtsberichte 1939-1945. Band 3:1. Januar 1944 bis 9. Mai 1945, München 1985

Volker Knopf, Stefan Martens: Görings Reich – Selbstinszenierungen in Carinhall, Berlin 1999

Lothar Resch, Horst Mildner: Schorfheide zwischen Glanz und Entgleisung, Schwedt 1997

www.doellnsee.de

www.bogensee.com

www.schorfheide-chorin.de

www.wildpark-schorfheide.de

Auf dem Reichsparteitagsgelände, Nürnberg

Eckart Dietzfelbinger, Gerhard Liedtke-. Nürnberg – Ort der Massen. Das Reichsparteitagsgelände – Vorgeschichte und schwieriges Erbe, Berlin 2004

Alexander Schmidt, Bernd Windsheimer (Hrsg.): Geländebegehung – Das Reichsparteitagsgelände in Nürnberg, Nürnberg 2002

Harald Welzer et al.: «Opa war kein Nazi» – Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002

Horst-Pierre Bothien (Hrsg.): Adolf Hitler am «Deutschen Rhein» – NS-Prominenz aus der Sicht eines Hobbyfotografen, Bonn 2003

www.museen.nuernberg.de/reichsparteitag/

www.nuernberg.de/tourismus/rundgaenge/reichsparteitagsgelaende/index.html

Im Olympiastadion, Berlin

Thomas Alkemeyer, Gunter Gebauer (Hrsg.): Olympia – Berlin. Gewalt und Mythos in den Olympischen Spielen von 1936, Berlin 1990

Susanne Dost: Das Olympische Dorf 1936 im Wandel der Zeit, Berlin 2003

Richard D. Mandell: Hitlers Olympiade. Berlin 1936, München 1980

Reinhard Rürup (Hrsg.): 1936. Die Olympischen Spiele und der Nationalsozialismus. Eine Dokumentation, Berlin 1996

www.olympiastadion-berlin.de

www.historia-elstal.de/olympisches-dorf

www.lostplaces.de/olympia

www.berlin.de/fifawm2006

Im Musterdorf, Alt Rehse

Dr. Wolfgang Köpp: Alt-Rehse. Schau auf dieses Dorf, Blankensee 1999

Weitere Dokumente und Materialien bei: Erinnerungs-, Bildungs- und Begegnungsstätte Alt Rehse, Gutshaus Alt Rehse, Tel. 03962-221123 (dort kann man auch Führungen durch den Park anmelden)

www.altrehse.de

www.alt-rehse.de

In der Heeresversuchsanstalt, Peenemünde

Rainer Eisfeld: Mondsüchtig. Wernher von Braun und die Geburt der Raumfahrt aus dem Geist der Barbarei, Hamburg 2000

Volkhard Bode, Gerhard Kaiser: Raketenspuren. Peenemünde 1936-2000, Berlin 2002

Vittorio Marchis – Wernher von Braun. Der lange Weg zum Mond. Spektrum der Wissenschaft Biografie, Heidelberg 2001

www.peenemuende.de

www.dora.de

www.s-f-a.de/Berichte/berichte.html www.raketenspezialisten.de

Auf der Autobahn

Erhard Schütz, Eckhard Gruber: Mythos Reichsautobahn. Bau und Inszenierung der «Strassen des Führers» 1933-1941, Berlin 1996

Eva Brücker et al.: Netzwerk Autobahn (Werkstatt Geschichte), Berlin 1998

Dieter Stockmann: Strecke 46. Die vergessene Autobahn zwischen Spessart und Rhön, Veitshöchheim 1999

www.strecke46.de

www.reichsautobahnen.de

Autoren

Henryk M. Broder

* 1946, Autor für *Spiegel* und *Spiegel online*, lebt in Berlin und hält sich am liebsten in Reykjavik auf.

Peter Glaser

* 1957, lebt als Schreibprogramm in Berlin. Veröffentlichungen u. a. «Rawums. Texte zum Thema» (1984); «Schönheit in Waffen», Erzählungen (1986), «Neues im Westen», Kolumnen und Essays (1988), «24 Stunden im 21. Jahrhundert» (1996); «Sphinx – Rätsel in Stein», TV-Dokumentation (2002). Für die Titelerzählung seines Buchs «Geschichte von Nichts» 2002 mit dem Ingeborg-Bachmann-Literaturpreis ausgezeichnet.

Annett Gröschner

* 1964, lebt als freie Schriftstellerin und Journalistin in Berlin. 1990 Mitbegründerin der Frauenzeitschrift *Ypsilon*, 1994-1998 Redakteurin und Herausgeberin von *Sklaven / Sklavenaufstand*. 1999-2002 Mitarbeiterin der Berliner Seiten der *FAZ*; Kolumnistin u.a. für den *Freitag*. Ausgewählte Veröffentlichungen: «Ich schlug meiner Mutter die Funken ab. Berliner Schulaufsätze aus dem Jahr 1946»

(1996); «Moskauer Eis» (2000); «Kontrakt 903. Erinnerung an eine strahlende Zukunft» (2003).

David Pfeifer

* 1970, ist Journalist und lebt in Berlin und Hamburg. Er arbeitet als Redaktionsberater für verschiedene Verlage und als Autor für das *SZ-Magazin*, *GEO*, *Die Woche*, *Tempo*, *Stern*, *Neon*, *GQ*, *Elle*, u.a. Im März erscheint sein erstes Buch, die Biografie «Max Schmeling – die Geschichte eines deutschen Idols», im Campus-Verlag, Frankfurt.

Stephan Porombka

* 1967, Juniorprofessor für Kulturjournalismus und Literatur, lebt in Berlin und Hildesheim. Herausgeber und Autor verschiedener Bücher und Aufsätze zur Kulturtheorie und Kulturgeschichte, zuletzt: «Hypertext. Zur Kritik eines digitalen Mythos» (2001); «Felix Krulls Erben. Zur Geschichte der Hochstapelei im 20. Jahrhundert» (2001); «Phänomene der Derealisierung» (2000).

Michael Rutschky

* 1943, lebt als freier Autor in Berlin und arbeitet für Zeitungen und Zeitschriften, Radio und Fernsehen. Zahlreiche Buchveröffentlichungen; zuletzt: «Wie wir Amerikaner wurden. Eine deutsche Entwicklungsgeschichte» (2004).

Hilmar Schmundt

* 1966, ist Redakteur beim *Spiegel* und lebt in Berlin. Sein Buch «Hightechmärchen» wurde 2003 von *Bild der Wis-*

senschaft als Buch des Jahres ausgezeichnet (www.hightechmaerchen.de).

Jana Simon

* 1972, studierte Osteuropawissenschaften, Politik und Publizistik in Berlin und London. Sie arbeitet als Reporterin für den *Tagesspiegel* und *Die Zeit*. 2001 erhielt sie für ihre Reportagen den Axel-Springer- und den Theodor-Wolff-Preis. 2002 erschien ihr Buch «Denn wir sind anders. Die Geschichte des Felix S.», 2004 kam ihre Reportagensammlung «Alltägliche Abgründe» heraus.

Jürgen Trimborn

* 1971, lebt als freier Schriftsteller in Berlin und den belgischen Ardennen. 1997 Promotion in Kunstgeschichte («Denkmale als Inszenierungen im öffentlichen Raum»), bis 2'000 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Köln. «Riefenstahl. Eine deutsche Karriere» (2002) wurde für den Deutschen Bücherpreis nominiert. 2003 veröffentlichte er die Johannes-Heesters-Biografie «Der Herr im Frack»; 2005 erscheint die Biografie «Hildegard Knef. Das Glück kennt nur Minuten».

David Wagner

* 1971, Schriftsteller, lebt in Berlin. 2000 erschien der Roman «Meine nachtblaue Hose», zuletzt (2002) «Was alles fehlt. Zwölf Geschichten» (www.was-alles-fehlt.de).

Dokumentation

Karsten Linne

* 1961, Dr. phil., Historiker in Hamburg, Mitarbeiter der *Projektgruppe Prora* der *Stiftung Neue Kultur* und Mitbegründer von *Clio & Co. Der Geschichtsservice*.

Sebastian Schulin

* 1961, arbeitet als Dokumentar und Schlussredakteur in Hamburg und lebt ansonsten in Kassel.

Claassen ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN 3-546-00380-2

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2005
Alle Rechte vorbehalten.
Gesetzt aus der Janson bei LVD GmbH, Berlin
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader